

Hessisches Pfarrblatt

Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck

KIRCHE IM UMBRUCH I

Gruppen pflegen:

119

Warum Kirchengemeinden wichtig bleiben

KIRCHE IM UMBRUCH II

Eine Wüstenwanderung später:

122

Wie Kirche selbstbewusst kleiner wird

DIMENSIONEN CHRISTLICHER EXISTENZ

Christsein in der Nussschale:

125

Glaube, Liebe, Hoffnung

SOZIALE RÄUME

„Wir sind der Staat!“

130

KIRCHE IM UMBRUCH III

Gerhard Wegner: Wirksame Kirche

135

DATENSCHUTZ

Ihre Einverständniserklärung

147

Liebe Leserin, lieber Leser,

der Weg zum guten Handeln führt über das Hören. Wer nicht vorschnell entscheiden, ver- oder gar abhandeln will, muss gut zuhören. Selbst wer gehorchen will, muss erst hinhorchen. Auch wer verkündigt, hat zuerst gehört. Besonders durch Sozialraumanalysen und Vernetzung mit anderen Initiativen und Vereinen lernen wir in Kirche gerade wieder zuzuhören, was Menschen brauchen und wollen – in unserer Nachbarschaft, aber auch darüber hinaus. Die Klimaschutz-Demonstrationen zeigen, dass wir letztlich nur weltweit denken können. Hören öffnet für die Anliegen aller Menschen: Ich verschließe mich nicht mehr, sondern nehme wahr.

Für eine solche Wahrnehmung wünscht sich Diakoniepräsident Ulrich Lilie geschützte Räume. Statt Betroffenheitstourismus oder medial inszenierter Dialoge regt er eine „Bürgergarage“ an, „wo die Leute mit guten Vorschlägen, die sie vor Ort entwickelt haben, eine Bühne (...) und Unterstützung bekommen von denen, die im Parlament Verantwortung tragen. Das würde der Erdung des Raumschiffs Berlin auch gut tun.“ Nicht nur in Berlin, sondern auch vor Ort könnte Kirche solch geschützte Räume entwickeln und damit ihre Netzwerkfunktion wahrnehmen: Nicht mehr nur Kirche für andere sein, sondern Kirche mit anderen zusammen werden. In diesem Heft finden Sie ein ausführliches Interview mit Ulrich Lilie (Seite 130) und eine Rezension zu seinem Buch „Unerhört – vom Verlieren und Finden des Zusammenhalts“ (Seite 135).

Mehr gegenseitige Wahrnehmung fordert Sozialwissenschaftler Gerhard Wegner auch innerhalb der Kirche: Er erkennt in den rund 150.000 Kirchenvorsteher*innen in Deutschland die wichtigste Laiengruppe der Evangelischen Kirche, die besonders gepflegt werden sollte. Auch mit dem bereits verabschiedeten Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD finden Sie ein Interview (Seite 119) und eine Besprechung seines Buches „Wirksame Kirche – Sozio-theologische Studien“ (Seite 135).

Dass das Zuhören jedoch keine Mittel gegen den Schwund von Kirchenmitgliedern ist, betont Thies Gundlach: „Der Trend zur Deinstitutionalisierung lässt sich kaum aufhalten,

weil er mit der radikalen Individualisierung zu tun hat. Dieser Trend ist keine Mode, er ist auch keine moralische Frage, sondern die Bedingung unserer spätmodernen Gesellschaft, die den Individualismus fördert – und braucht. Christinnen und Christen teilen diese Hochschätzung des Einzelnen“, schreibt der Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD zur Kirchenmitgliedschaftsprojektion „Kirche im Umbruch“ (Seite 122)

Auf den Spuren von Paulus – und mit leiser Kritik an Thomas von Aquin – entfaltet Eberhard Pausch drei Dimensionen der christlichen Existenz (Seite 125): „Selbst wenn unser Universum in Wahrheit aus zehn, elf oder gar 26 Dimensionen bestehen sollte, ist es für unser Leben und Handeln in ihm durchaus hinreichend, von „nur“ drei (...) Dimensionen auszugehen (...) Glaube, Hoffnung und Liebe.“ Hören hat viel mit der Konzentration auf das Wesentliche zu tun.

Besonders deutlich wird dies in der Perikope zum Totensonntag, Johannes 5, 24–29, die viermal das Hören betont. Mich fasziniert besonders der Anfang: *„Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, ... ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“* Hören – so passiv, dass es selbst die Toten können; Hören – so aktiv, dass es sogar zum Leben erweckt. *„Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören werden.“* (Joh. 5,28)

Mich freut, dass einige Kollegen (derzeit nur Männer – warum?) sich durch Texte des Hessischen Pfarrblatts haben herausfordern lassen und zum Teil sehr persönliche Antworten geschrieben haben. So finden Sie ab Seite 141 drei Leserbriefe.

Ihnen allen wünsche ich in diesem Herbst die ruhigen Momente, um den Blättern beim Fallen, dem Rascheln der aufgeschlagenen Zeitung und auf jeden Fall Gottes Wort zu lauschen.

Ihr Martin Franke

Gruppen pflegen: Warum Kirchengemeinden wichtig bleiben

Interview mit Gerhard Wegner

Als Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) hat Prof. Dr. Gerhard Wegner viele Jahre die kirchliche Landschaft beobachtet und analysiert. Seit Oktober 2004 leitete er das Institut in Hannover, das aus der Zusammenlegung des früheren Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Bochum und des Pastoralsoziologischen Instituts der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers entstand. Das Institut hat eine Vielzahl von wissenschaftlichen Projekten zu Themen von der Altersforschung bis zur Zukunft Europas veröffentlicht.

Im Mai 2019 ist Gerhard Wegner offiziell in den Ruhestand verabschiedet worden. Das HPB dokumentiert gekürzt ein Interview, das Klara Butting mit ihm führte und das zuerst in der Jungen Kirche 2|2019 erschien. Auf Seite 135 lesen Sie außerdem eine Rezension von Gerhard Wegners Buch „Wirksame Kirche – Sozio-theologische Studien“.

Lieber Herr Wegner, worauf setzt die evangelische Kirche ihr Vertrauen?

Vielleicht müsste ich – wäre ich prophetischer Kritiker – antworten: auf die Kirchensteuer. Aber das wäre zu oberflächlich. Natürlich ist die Grundtriebfeder aller Tätigkeiten in der evangelischen Kirche das Vertrauen auf Gott. Dem würden auch alle Funktionäre der Kirche zustimmen. Sozialwissenschaftlich allerdings würde man das Spannungsfeld folgendermaßen beschreiben: Die EKD steckt in einem bestimmten stabilen institutionellen und organisatorischen Gefüge. Sie steht nach wie vor unter dem Einfluss der alten Staatskirche, die vor hundert Jahren aufgegeben wurde, aber deren Erbe noch vorhanden ist. Sie versorgt flächendeckend die Bevölkerung der Bundesrepublik mit religiösen Dienstleistungen. Das ganze Land ist mit Ortsgemeinden überzogen. Sie ist staatskirchenrechtlich in dieser Verfasstheit als Körperschaft öffentlichen Rechtes privilegiert und nach wie vor durch die Kirchensteuer ökonomisch sehr stabil. Das ist der institutionelle Entwicklungspfad, aus dem sie nicht aussteigen wird. Alles, was es an Zielvorgaben gibt, orientiert sich an der Aufrechterhaltung dieser Struktur. Aber es gibt

viele Anzeichen, dass dieses kirchliche Selbstverständnis in der Krise steckt, weil immer weniger Leute bereit sind, sich dem anzupassen. Dennoch gehören nach wie vor mehr als 20 Millionen Menschen dazu.

Welche Rolle spielen die Kirchengemeinden in der Zukunftsplanung der Kirche?

Wenn wir von Kirchengemeinden reden, müssen wir uns darüber verständigen, was wir genau meinen. Sozialwissenschaftlich redet man über die real vorhandenen Ortsgemeinden. Die EKD ist von den Ortsgemeinden her aufgebaut. In der Bevölkerung ist die evangelische Kirche identisch mit diesen Ortsgemeinden. Sie wird mit ihnen identifiziert, weil dort greifbar ist, was man von der evangelischen Kirche zu sehen bekommt. Die katholische Kirche hat ganz andere Bilder, z.B. ihren Vatikan, der sie noch anders sichtbar werden lässt, als die evangelische Kirche.

Natürlich gibt es Dimensionen des Gemeindebegriffs, die nicht auf die Ortsgemeinde abheben, sondern auf Gemeinschaften von Menschen, die sich in den Ortsgemeinden oder anderwo versammeln und als bewusste Christ*innen Gemeinschaft gestalten. Solche Gemeinschaften existieren in den Ortsgemeinden, aber natürlich auch woanders in der Kirche. Aber solche Gemeinschaften stehen der Bevölkerung nicht unbedingt vor Augen, wenn von Gemeinde die Rede ist.

Gibt es nicht viele Menschen, die an der biblischen Botschaft interessiert sind, aber sich eher am Rande der Kirche bewegen?

An den Kirchenmitgliedschaftsstudien wird deutlich, dass sich früher eine größere Gruppe von Menschen der evangelischen Kirche verbunden fühlte, aber nicht der eigenen Kirchengemeinde. Eine andere Dimension von öffentlicher Kirche war in den Köpfen der Menschen vorhanden. Diese Gruppe ist erkennbar kleiner geworden. Wer evangelisch ist, fühlt sich auch der eigenen Gemeinde verbunden. Das gilt auch für Menschen, die sich selbst als religiös bezeichnen würden. Wir haben das Phänomen, dass – wenn sich jemand in Deutschland als religiös bezeichnet – er oder sie der Kirche

verbunden ist. Unter religiös verstehen die Deutschen in der Regel christlich religiös. Zugespitzt kann man sagen, dass außerhalb der Kirche kaum religiöse Kommunikation stattfindet. Abgesehen von den Moscheen. Natürlich kann man Religion in einem allgemeinen Sinne (Sinnstiftung überhaupt) auch anderswo finden. Aber das nennen die Menschen dann nicht Religion.

Werden Kirchengemeinden zu Recht dafür kritisiert, dass sie eine Menge an personellen und finanziellen Ressourcen für einen zu kleinen Kreis von Menschen (die Kerngemeinde) verbrauchen?

Der Vorwurf ist interessengeleitet und meiner Meinung nach nicht berechtigt. Er wird von Menschen erhoben, die eine betont liberale, bildungsbürgerliche Vorstellung von Kirche und Christentum haben. Der Kirchengemeinde wird dann gerade ihr Kern, das heißt ihre Gemeinschaftsbezogenheit vorgeworfen. Kirchengemeinden ohne Gemeinschaftsbezogenheit sind allerdings nicht denkbar. Auch in anderen Ländern gibt es eine gewisse Konstante, die darin besteht, dass ein hauptamtlicher Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin, Pastorin oder Diakon, zu etwa 100 bis 120 Menschen vertrauensvolle Beziehungen unterhält. Diese „Central Community“ macht in der Regel die Vitalität einer Kirchengemeinde aus. Das ist in den USA nicht viel anders als bei uns. Deswegen sind die Kirchengemeinden in den USA auch viel kleiner. 200 oder 300 Leute machen dort schon eine Gemeinde aus. Auch wenn Kirche bei uns anders verfasst ist, sind die Zahlen im Grunde nicht viel anders. Das heißt dann aber auch, dass sich innerhalb der Ortsgemeinde bisweilen verschiedene „Gemeinden“ beschreiben lassen. Kirchengemeinden können eine Kindergartenkirche haben oder – wenn sie einen Jugendtreff haben – eine Jugendtreffkirche. Und vielleicht gibt es dann noch eine Gemeinde, die sich betont im Kirchenvorstand kristallisiert.

Finden Sie es richtig, den Kirchengemeinden Ressourcen zu entziehen und stattdessen Dienstleistungsangebote zu entwickeln, die mehr Menschen erreichen?

Ich bin skeptisch, was diese Ausrichtung betrifft. Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine christliche Kirche unabhängig von Gemeinschaft bzw. Gemeinde dauerhaft lebensfähig

ist. Eine christliche Kirche kann sich nicht nur in Veranstaltungen auflösen. Man sollte auch nicht übersehen, dass die Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher die wichtigste Laiengruppe in Deutschland sind, die etwas vom Christentum versteht und sich dafür engagiert. Sie machen innerhalb von Deutschland rund 150.000 Menschen aus. Das ist eine zentrale Gruppe, die von der Kirche gepflegt, betreut und weitergebildet werden muss. Diese Gruppe ist bisher auf der Ebene der Kirchengemeinden angesiedelt. Dort ist ihr Arbeitsfeld. Man darf sie auf keinen Fall verkleinern oder entmachten. Damit verlore die Kirche wichtige Ehrenamtliche, wie alle Erfahrungen mit Fusionen zeigen. Wenn die Entscheidungsbefugnisse der Kirchengemeinde auf den Kirchenkreis verlagert werden, entstehen auf der Kirchenkreisebene zwar neue ehrenamtliche Laiengebilde, doch mit ihnen geht zwangsläufig eine erhebliche soziale Verengung einher. In den Kirchenkreisvorstand kommen nur Menschen mit einem höheren sozialen Status. Auf Ebene der Kirchengemeinden ist das anders. Der Kurs, alle Kompetenzen auf die Kirchenkreisebene zu verlagern, hat folglich erhebliche Gefahren.

Aber natürlich muss man auch damit umgehen, dass viele Kirchengemeinden ausgeblutet sind. Wir haben in einer Studie zeigen können, dass in 20 Prozent der Kirchengemeinden nichts mehr los ist. Die meisten ausgebluteten Gemeinden liegen im Osten, im ländlichen Bereich. Die Gründe liegen nicht unbedingt in der Kirchengemeinde selbst, sondern auch in der Verödung des Umlands.

Was ist denn eine erfolgreiche Kirchengemeinde?

Die Existenz von verschiedenen Gruppen in einer Kirchengemeinde ist wahrscheinlich der wichtigste Indikator für eine lebendige Kirchengemeinde. In der Regel sind es heutzutage kleine Gruppen, in denen man sich über religiöse Dinge Gedanken macht oder sich sozial und kulturell engagiert.

Wer ist schuld daran, dass die Kirche kleiner wird? Ich kenne viele engagierte Pfarrerinnen und Pfarrer. Warum haben „wir“ den Mitgliederschwund nicht aufhalten können?

Wenn in einer Kirchengemeinde in Amerika, die aus hundert Familien besteht, eine Familie die Kirche verlässt, dann läuten alle Alarml Glocken. Man merkt sofort, dass Menschen

fehlen – und auch, dass Einnahmen fehlen. In unserer Verfasstheit, die auf den Kirchensteuern gründet, bekommen wir den Mitgliederverlust nicht direkt zu spüren. Wir lesen darüber in Statistiken. Die Akteure vor Ort kriegen vielleicht mit „die sind ausgetreten“, aber eigentlich verändert sich dadurch wenig. So geht das jetzt schon seit 30 oder 40 Jahren. Es gibt keine Rückkopplung zwischen Menschen, die die Kirche verlassen und dem Kurs der Kirche. Organisatorisch sind sie uns faktisch egal. Früher hat man das sogar noch mit der These vom Gesundshrumpfen legitimiert. Das hört man heute nicht mehr – aber besser ist es kaum geworden.

Ist das Schrumpfen der Kirche nicht einfach die Folge einer säkularisierten Gesellschaft?

Natürlich gibt es das Phänomen der Säkularisierung, aber sie ist auch nur ein Faktor. Säkularisierung heißt, dass das religiöse System sich immer mehr von anderen Lebensbereichen abkoppelt, ausdifferenziert. Religion bedeutet heute in der Arbeitswelt nichts mehr. Religion bedeutet in der Wissenschaft nichts mehr. Religion bedeutet in der Politik ganz wenig oder wird dort bewusst rausgehalten. Diese Entwicklung führt dazu, dass Religion Lebensrelevanz verliert – allerdings auch an Autonomie gewinnen kann. Sie zieht sich auf bestimmte Bereiche zurück. Dazu kommt als zweiter Faktor, dass wir eben ein Kirchensystem haben, dass auf diese Situation nicht angemessen reagiert. Für die Existenz des Kirchensystems ist es gleichgültig, ob jemand eintritt oder austritt. Austritte führen nicht notwendig zu Veränderungen des Programms oder zu größerem Bemühen, Leute doch noch bei der Kirche zu halten. Das ist die große Enttäuschung, die ich in den letzten 30 Jahren immer wieder erlebt habe. Die Krise ist allen bewusst, aber man glaubt, nichts wirklich machen zu können. Das liegt nicht so sehr an einzelnen Leuten, sondern an der Trägheit des Systems. Es gibt immer wieder einzelne Menschen, die aufstehen und den Kurs ändern wollen, Experimente anschieben, sich engagieren. Aber zu oft versandet ihr Tun.

Mich quält die Frage, inwieweit es auch persönliches Versagen ist, dass die junge Generation der Kirche fernsteht.

Zunächst ist es kein persönliches Versagen, sondern ein strukturelles Phänomen. Dazu gehört, dass die Menschen heute erwarten, dass

eine Institution, ein Unternehmen oder eine Partei sich individuell um sie kümmert. Es gibt das Phänomen, dass Soziolog*innen als Singularisierung beschreiben. Alles ist auf die eine Person zugeschnitten. Individualisierte Gottesdienste und Kasualien sind die Folge. Ich habe kürzlich eine Hochzeit betreut und konnte es kaum glauben, was man heute für einen Aufwand um eine Hochzeit betreiben muss. Früher hatte man seine Agende und ein Vorgespräch. Heute hat man fünf Sitzungen, weil das Paar dieses und jenes und das noch möchte. Eine individualisierte Betreuung ist aber kaum flächendeckend zu leisten.

Ein Problem ist sicher auch, dass die jüngere Generation von Bindungen an irgendwelche Art von Organisationen weit weg ist. Das betrifft nicht nur die Kirche. Das betrifft noch viel mehr die Parteien, die stärker überaltert und milieumäßig enger sind als die Kirche. Hier zeigt sich ein allgemeines Problem einer fortgeschritten singularisierten Gesellschaft. Wie findet so eine Gesellschaft Bindungsformen? Für mich ist das Aufkommen des Populismus auch ein Zeichen für die Krise unserer Gesellschaft, die es schwer hat, noch vernünftige Bindungen zu finden und zu formulieren.

Welche Erneuerungskräfte sehen Sie für die Kirche?

Charismatische Formen, alle Formen mit starkem Gemeinschaftserleben tragen die Chance in sich, dass sich religiös etwas Neues bilden kann. Migrantengemeinden sind ein Beispiel. Das zeigt sich auch im evangelikalen Bereich. Dort gibt es nach wie vor hochinteressante Experimente. Zum Beispiel die kreative Kirche in Witten, die die Gospelbewegung organisiert. Die Gospelbewegung ist eine interessante innovative Kraft in der Kirche in den vergangenen 30 Jahren. Der letzte Gospelkchentag im September vergangenen Jahres hat 50.000 Teilnehmer*innen gehabt. Den ganzen Tag wurden tolle fromme Lieder gesungen! Überhaupt spielt Musik eine große Rolle. Das Christentum hat sich immer wieder vom Rand her charismatisch erneuert. Verückterweise geht dieses Potenzial bisweilen einher mit der Revitalisierung von fundamentalistischen und auch von populistischen Gehalten. Das ist eine politisch schwierige Gemengelage. Trotzdem denke ich, dass aus dieser Richtung Erneuerungen kommen werden.

Die biblische Botschaft haben Sie nicht genannt. Ich träume ja immer noch davon, dass die biblischen Erzählungen die Menschen wie in der Reformationszeit in Bewegung setzen. Ja, den Traum habe ich auch. Die Mythen der Bibel bleiben attraktiv. Der Exodus oder die Propheten oder natürlich Christus selbst. Durch die „Inszenierung“ dieser Erzählungen entstehen Kraftfelder, die nach wie vor etwas bewirken. Ich glaube, dass die biblischen Erzählungen gerade in den gegenwärtigen Krisen

eine positive Bedeutung haben können. Zum Beispiel ist die „Liebesordnung“ – die Agape – der christlichen Gemeinde eine wirklich wahn-sinnige Utopie. Ich finde es sehr wichtig, dass diese Überlieferung gut kommuniziert wird. Warum nicht regelrechte Kampagnen gegen die religiöse Verdummung? Zum Beispiel eine groß angelegte Aktion zum Thema Taufe? Oder zur Bedeutung von Ostern? Dabei dürfte man auch keine Scheu vor Provokationen haben.

KIRCHE IM UMBRUCH II

Eine Wüstenwanderung später: Wie Kirche selbstbewusst kleiner wird

Thies Gundlach

Bis 2060 halbiert sich die Zahl der Mitglieder der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), projiziert eine Studie des „Forschungszentrums Generationenverträge“ an der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität. Wie Kirche damit umgehen kann und soll, erörtert Thies Gundlach, Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD und Leiter der Hauptabteilung „Kirchliche Handlungsfelder und Bildung“. Sein Artikel ist zuerst im Rotary-Magazin vom Juni 2019 erschienen.

Seit Ende April 2019 ist es nun heraus: Die beiden großen Kirchen verlieren bis zum Jahre 2060 im Schnitt die Hälfte ihrer Mitglieder und die Hälfte ihrer Finanzkraft. Dies ist der Kern einer wissenschaftlichen Untersuchung des Freiburger „Forschungszentrums Generationsverträge“ zur Entwicklung der Kirchenmitglieder und Finanzen beider großen Kirchen. Sie zeigt, dass die Entwicklung der katholischen und evangelischen Kirchen annähernd gleich verläuft, und dass es übergeordnete Aspekte für diese Entwicklungen gibt, die nicht zuerst konfessionell bedingt zu sein scheinen. Jenes Grundergebnis wird sich zwar regional unterschiedlich verteilen, aber als Faustregel kann gelten: Eine „Wüstenwanderung später“ – Israels Wüstenwanderung ins gelobte Land dauerte vierzig Jahre – ist der Mitglieder- und Finanzbestand halbiert.

Dabei ist auch diesmal das zu sagen, was immer zu sagen ist, wenn man Entwicklungen so weit vorausberechnet: Es ist die

Verlängerung der Gegenwart in die Zukunft. Damit bleiben naturgemäß nicht nur überraschende geschichtliche Entwicklungen unberücksichtigt. Man schaue nur einmal zurück auf die Zeit von vor 40 Jahren (1980): Womit hat man rechnen können, womit nicht? Ebenso bleiben unberechenbare geistliche Phänomene wie eine Erweckungsbewegung oder eine tiefe, existentielle Krise der Gesellschaft (Stichwort: „Not lehrt beten“) unberücksichtigt, und unvorhersehbare Skandale, die zu erheblichen Entwicklungsveränderungen führen können. Verlängert wird das Gestern ins Morgen. Dies aber – soweit ich dies beurteilen kann – äußerst seriös, sodass man sagen kann: Wenn nichts passiert, wird dies passieren!

Wenige neue Erkenntnisse

So richtig viele Neuigkeiten gibt diese Studie allerdings nicht her. Wer sich auf evangelischer Seite an den Text des Rates der EKD von 2006 „Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“ erinnert, wer sich mit den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD seit 1973 etwas auskennt oder wer andere kirchen- und religionssoziologische Untersuchungen wahrgenommen hat, den wird wundern, dass sich so viele wundern über die Zahlen aus Freiburg. Die kontinuierliche Schwächung der institutionalisierten christlichen Frömmigkeit wurde immer wieder analysiert und kommentiert, manchmal im Gestus des Vorwurfes („zu wenig Qualität und Service“), manchmal im Gestus des

Besserwissers („zu viel Politik, zu wenig Theologie“) und manchmal im Gestus der Ohnmacht („da kann man nichts machen“).

Laut Freiburger Institut kann man etwas machen, jedenfalls im Blick auf die eine Hälfte der erwartbaren Reduzierung, insofern nur etwa die Hälfte des Mitgliederrückganges auf demographische Entwicklungen zurückzuführen ist, also auf den Überhang von Sterbefällen gegenüber Neugeborenen. Die andere Hälfte geht zurück auf das Ein- und Austrittsverhalten gegenwärtiger und zukünftiger Mitglieder. Hier könne man doch etwas machen, so das Freiburger Institut, beispielsweise die Taufzahlen steigern, die Austritte verhindern, die jungen Menschen zwischen 25 und 35 besser halten.

Nun hat man immer Recht mit dem Hinweis, dass die Qualität der kirchlichen Arbeit verbessert werden kann – Qualitätsprozesse sind naturgemäß nie beendet –, dass mehr Mission betrieben werden kann, dass man serviceorientierter arbeiten, Skandale verhindern und effektive Zusammenarbeit verstärken muss, dass die Arbeit mit Familien, Kindern und Jugendlichen wichtiger sein sollte. Die Menge der Ratschläge dürfte in den nächsten Wochen und Monaten nach oben schnellen und zu meist einen Treffer landen.

Allerdings traue ich mir den Hinweis zu, dass die Kirchen schon vielfache Anstrengungen unternommen haben, jene Taufbereitschaft zu fördern und diese Austrittsneigung zu minimieren. Es ist ja nicht so, dass die Kirchen erstmals wahrnahmen, dass der Grundsatz gilt: Kinder, die nicht getauft werden, lassen später auch ihre Kinder eher nicht taufen. Es ist auch nicht so, dass sie erstmals bemerkten, dass überproportional viele junge Menschen zwischen 25 und 35 Jahren aus der Kirche austreten – jeder Kirchgemeindevorstand, jeder Pfarrer kann das fast monatlich wahrnehmen. Man wird sogar sagen dürfen, dass die Bemühungen der Kirchen in all diesen Feldern nicht nur vergeblich gewesen sind, denn der Mitgliederschwund wäre wohl noch viel dramatischer, wenn die Kirchen nicht seit den 80er-Jahren so viele Initiativen zur Mitgliederbindung verfolgt hätten.

Deinstitutionalisierung – mutige Impulse und nüchterner Blick

Insofern muss auf die naheliegende Frage, wie die Kirchen auf die Freiburger Daten zu reagieren gedenken, festgehalten werden:

Die Kirchen reagieren auf diese Entwicklung schon seit einer Generation. Nicht zuletzt die Vorbereitung und Durchführung des Reformationsjubiläums 2017 hat gezeigt, dass immer noch viele Menschen zu erreichen sind, dass Interesse, Neugier und Begeisterung geweckt werden können, innerhalb und außerhalb der vertrauten Wege und Angebote der Kirchen. Es werden ihnen sicher auch noch weitere geeignete Maßnahmen einfallen, um sich gegen diesen Trend des Mitgliederverlustes zu stemmen: die digitale Entwicklung gibt neue Möglichkeiten der Mitgliederkommunikation, die Flexibilisierung von Teiligungsformaten eröffnet neue Chancen gerade für junge Menschen, und innovative Formen der Glaubensweitergabe ermöglichen neue Zugehörigkeiten.

Dennoch müssen die Kirchen sich nüchtern eingestehen: Auch im Blick auf die zweite, nicht durch Demographie bedingte Hälfte des Abschmelzungsprozesses werden sie durch geeignete Maßnahmen den Prozess bestenfalls verzögern können. Denn der Trend zur Deinstitutionalisierung lässt sich kaum aufhalten, weil er mit der radikalen Individualisierung zu tun hat. Dieser Trend ist keine Mode, er ist auch keine moralische Frage, sondern die Bedingung unserer spätmodernen Gesellschaft, die den Individualismus fördert – und braucht. Und weil die Kirchen weder einer nationalistischen Gemeinschaft noch einer Rettungsrhetorik des Abendlandes gegen einen erstarkenden Islam das Wort reden wollen, wollen sie auch keine kraftvollen Protagonisten gegen diese Individualisierung sein. Im Gegenteil: Christinnen und Christen teilen diese Hochschätzung des Einzelnen.

Kirche mit leichtem Gepäck und hart am Wind

Darum ist es klug, angesichts der Daten des Freiburger Instituts doppelt vorzugehen: Einerseits mutige Impulse zu setzen und Erschöpftes loszulassen, sich zugleich aber nüchtern auf eine kleiner werdende Kirche innerlich und äußerlich einstellen. Denn die Kirchen müssen auch wahrnehmen, dass oftmals selbst positive Erfahrungen mit den Kirchen und ihren Angeboten nicht daran hindern, aus ihr auszutreten, – weil das Geld wirklich fehlt, weil man nicht alles in ihr finanzieren will, weil man an Gott auch ohne Kirche glauben kann, weil man Institutionen unnötig findet und Eliten sowieso bedenklich. Es gilt,

der Wahrheit ins Auge zu sehen, dass die Kirchen – wie Parteien, Gewerkschaften, Vereine und Verbände – ihre institutionelle Bindungskraft verlieren. Es wäre schon eine große Leistung, wenn sie durch geeignete Maßnahmen und mutige Christinnen und Christen diesen Prozess entschleunigen und verlangsamen könnten.

Was bedeuten kleiner werdende Kirchen für die Einzelnen, für die (evangelische) Kirche und für die moderne Welt?

Für die Kirche bedeutet es, dass sie einen Rückbauprozess vor sich hat, der nicht leicht wird, aber auch befreien kann von manchen Belastungen, die ererbt sind. „Kirche mit leichtem Gepäck“ heißt eine treffende Formel aus dem Rheinland, wobei Gepäck nicht nur die vielen Gesetze und Gremien sind, sondern auch die vielen Doppelungen der Aufgaben und Strukturen. Dieser Prozess wird Verteilungskämpfe sehen und Konflikte; die Kirche wird Menschen brauchen, die hart am Wind segeln. Aber zugleich eröffnet solch ein Prozess Klärungen in der Frage, wofür die Kirchen wirklich gut sein wollen und was ihre wesentlichen Aufgaben sind.

Barmherzigkeit und Engagement kann man nicht kaufen

Für die gesellschaftliche Rolle bedeutet eine kleiner werdende Kirche in einem Sinne wenig: Denn eine kleinere Kirche redet nicht größeren Unsinn. Auch in den bisherigen Beiträgen zu gesellschaftlichen Debatten waren es Sachargumente, die Berücksichtigung zu finden beanspruchten. Als kleinere Kirche kann man weniger Machtpolitik machen und mit Mehrheiten punkten, aber dies tut der Wahrheit und Plausibilität der Argumente keinen Abbruch, sondern der Durchsetzbarkeit. Es bleibt der Auftrag der Kirchen, sich argumentativ Gehör zu verschaffen.

Für die Gesellschaft aber ändert sich in einem anderen Sinne sehr viel, wenn die mäßige, aufgeklärte und den Gemeinsinn

fördernde Stimme der institutionalisierten Frömmigkeit fehlt – in den Schulen, in den sozialen Aktivitäten, in den Diskursen über die Zivilität der Gesellschaft. Hier kann man – zugegeben etwas spöttisch – an einen alten Spruch der 80er-Jahre anknüpfen: „Erst wenn alle Kirchen zu sind und alle Pfarrer*innen ausgebrannt und alle Frömmigkeit verloren ist, werdet ihr merken, dass man Barmherzigkeit und Engagement nicht kaufen kann.“

Selbstbewusst bleiben

Und was bedeutet es für die Einzelnen? Im Laufe der 2000-jährigen Geschichte des Christentums hat es immer wieder Zeiten gegeben, in denen Glaubensfragen dominierten, und Zeiten, in denen sie unwichtig erschienen. Es hat Regionen auf der Welt gegeben, in denen Glaubensfragen mal wichtiger, mal unwichtiger waren. Wenn sich die Kirchen von der Sicht frei machen können, dass es in der Moderne stets bergab geht, dann könnten auch die kleiner werdenden Kirchen selbstbewusst bleiben, die Einzelnen in ihrem Glauben stärken und gemeinsam einen Wandel befördern hin zu einer Kirche, die fröhlich und zuversichtlich bei ihrer Sache ist. Die Kirchen sind ja keine Partei, die um die Wiederwahl kämpfen muss, sondern eine Haltung zum Leben, die immer, überall und zu allen Zeiten davor warnt, die Machbarkeit des Lebens absolut zu setzen. Es wird auch in unseren Regionen und Zeiten die Sehnsucht nach Religion und das Wissen um den Preis für ihr Fehlen wieder kraftvoller gewusst und gespürt werden.

Bis dahin gilt es, jede*n einzelne*n Glaubende*n zu ermutigen in ihrer/seiner Gewissheit, dass Glaube und Gottvertrauen den Menschen befreit. Es sollen alle, die sich auch in Zukunft zu Christus halten, stolz sein dürfen auf die Erwählung durch ihn, weil es in Zukunft noch mehr als bisher auf jede*n Einzelne*n ankommt.

Thies Gundlach, Hannover

Christsein in der Nussschale: Glaube, Liebe, Hoffnung

Dr. Eberhard Pausch

„Oh God, I could be bounded in a nutshell
and count myself a king of infinite space ...“
(William Shakespeare: Hamlet, II, 2)

Christsein in der Nussschale

Wir Menschen leben in einer Welt, der wir üblicherweise drei oder vier Dimensionen zuordnen: drei Raumdimensionen sowie eine Zeitdimension. Die moderne Physik und Kosmologie lehren uns, dass gemäß der sog. „Cosmic-String“-Theorie unser Kosmos zehn, elf oder sogar noch mehr Dimensionen haben dürfte, von denen wir allenfalls drei oder vier erkennen können. Warum dies so ist, darauf hat der Physiker Stephen W. Hawking (1942–2018) die Antwort gegeben, dass nur vier Dimensionen eine hinreichende Erstreckung haben, um wahrgenommen werden zu können – die übrigen Dimensionen sind wohl so winzig klein, dass sie für unsere Wahrnehmung und unser Leben schlicht keine Rolle spielen.¹

Wenn ich dieses Bild aus der modernen Wissenschaft auf die Theologie übertrage, frage ich im Blick auf die biblische Botschaft: Wie viele Dimensionen hat das Leben der Christenmenschen, also die christliche Existenz? Auf diese Frage kann man in den Briefen des Apostels Paulus und besonders im 1. Korintherbrief (Kapitel 13) eine klare Antwort finden. Diese Antwort hat zwei Teile: *Erstens* wissen wir nicht, wie viele Dimensionen die christliche Existenz überhaupt hat, weil wir alles, was wir erkennen, nur in Teilen erkennen können. Denn alles, was wir wissen und erkennen, ist Stückwerk (1. Korinther 13, 9–12), folglich auch der Umfang aller Dimensionen unserer Existenz. *Zweitens*: Es gibt aber mindestens drei Dimensionen christlicher Existenz, die wir klar und unzweifelhaft erkennen können. Sie heißen Glaube, Liebe und Hoffnung (1. Thessalonicher 1, 3; 1. Thessalonicher 5, 8; 1. Korinther 13).

¹ Vgl. Stephen Hawking: *Eine kurze Geschichte der Zeit: Die Suche nach der Urkraft des Universums*, Reinbek bei Hamburg 1988, S.204–208. Sowie ders.: *Das Universum in der Nussschale*, München 2003, S. 62–62, 186ff.

Mehr als bloße Tugenden

Wenn wir Glaube, Hoffnung und Liebe als Dimensionen christlicher Existenz betrachten, sind dies weit mehr als bloße „Tugenden“, wie bei Thomas von Aquin (1225–1274). Ihm zufolge gibt es neben diesen drei „theologischen“ Tugenden noch vier weitere „Kardinaltugenden“, nämlich Klugheit/Weisheit, Gerechtigkeit, Besonnenheit und Tapferkeit.² Hierbei schließt er sich an Platon und die antike klassische Philosophie an. Wenn wir aber von Dimensionen sprechen, dann haben wir nicht nur Tugenden und somit den Bereich der Moral im Blick, sondern sich in das Universum erstreckende Haltungen. Wir schauen damit auf die ganzheitliche Verfasstheit menschlicher Existenz. Mit Hilfe von Dimensionen lässt sich der Ort einer Person vor Gott bestimmen, also seine Position in der von Gott geschaffenen Welt (nennen wir sie ruhig eine „Nussschale“) lokalisieren.

Im Bühnenstück „Peer Gynt“ des norwegischen Dichters Henrik Ibsen wird Solveig, also die Frau, die den jahrelang auf Reisen durch die Welt befindlichen Protagonisten Peer Gynt über alles liebt, gefragt, wo sich dieser in der Vergangenheit befunden habe. Der „Knopfgießer“, eine mythische Misch-Gestalt aus Tod und Teufel, will dem Weltenbummler und Sünder Peer Gynt die Seele rauben. Dessen zeitliches sowie sein ewiges Leben hängen von der Beantwortung der Frage ab, wo er – Peer Gynt – in all den Jahren gewesen sei. Wenn Solveig richtig antwortet, kann sie Peer erlösen und befreien von der Schuld, die er auf sich geladen hat. Solveig meint, dieses Rätsel sei leicht zu lösen und antwortet: „In meinem Glauben, Hoffen und Lieben warst du.“³ Peer Gynt sei,

² Thomas von Aquino: *Summe der Theologie*, Bd. 2: Die sittliche Weltordnung, hg. von Joseph Bernhart, Stuttgart 1985, S. 356–362 (61. und 62. Untersuchung). Bernhart bezeichnet die vier „Angeltugenden“ in seiner Übersetzung als „Klugheit“, „Gerechtigkeit“, „Mäßigkeit“ und „Starkmut“ (a.a.O., S.356). Ohne Zweifel erkennt Thomas damit den hohen existenziellen Stellenwert der paulinischen Trias an. Jedoch beschränkt er sie auf die Ebene der Moral. Das unterschätzt meines Erachtens ihren für die christliche Existenz grundlegenden, kategorialen Charakter.

³ Henrik Ibsen: *Peer Gynt: Ein dramatisches Gedicht* (1867), Reclam Stuttgart 2004, S.149.

so ihre letztlich geniale Auskunft, immer bei ihr gewesen, nämlich in ihrem Glauben, Hoffen und Lieben. Diese Antwort zeigt, dass der Dichter Glaube, Liebe und Hoffnung als Dimensionen der menschlichen Existenz versteht, die den Ort eines Menschen vor Gott und in der von ihm geschaffenen „Nusschale“ eindeutig zu bestimmen vermögen.⁴

4 Eine damit zumindest verwandte Argumentation findet sich bei Paulus, der in 1. Korinther 7, 14 festhält, dass ein glaubender Ehepartner den (ungläubigen) anderen und sogar die gemeinsamen Kinder „heilige“.

Einsichten und Haltungen

Man kann die genannten drei Dimensionen auch als fundamentale Haltungen verstehen, die auf drei ebenfalls fundamentalen (aber keinesfalls selbstverständlichen) Einsichten beruhen und diesen entsprechen. In einer kleinen Skizze dargestellt:

Fundamentale Einsicht	Fundamentale Haltung
Es gibt mich als Geschöpf Gottes. (I)	Ich habe, allen Grund und Anlass, diesem Gott, der mich geschaffen hat, zu vertrauen bzw. an ihn zu glauben. Dieser Glaube kann nur als Liebe und verbunden mit Hoffnung gelebt werden. (<i>Vertrauen bzw. Glaube</i>)
Es gibt mich als Geschöpf Gottes in der Zeit und auf Zeit. (II)	Ich habe allen Grund und Anlass, eine Hoffnung auf das Reich Gottes zu entwickeln, zu pflegen und zu bewahren. Die Perspektive auf ein sinnvolles und gutes Leben in dieser Welt sowie auf ein ewiges Leben bei Gott kann nur im Glauben und als Liebe gelebt werden. (<i>Hoffnung im Leben und über das Leben hinaus</i>).
Es gibt mich und andere als Geschöpfe Gottes in der Zeit und auf Zeit. (III)	Ich habe allen Grund und Anlass, zu anderen Mitgeschöpfen bzw. Mitmenschen eine liebevolle Beziehung aufzubauen. Diese Liebe kann nur im Glauben und verbunden mit Hoffnung gelebt werden. (<i>Liebe</i>)

Es mag zunächst auffallen, dass alle drei hier genannten fundamentalen Einsichten vom Gedanken der Schöpfung der Welt und der Menschen in dieser Welt durch einen transzendenten Schöpfer ausgehen, eine die drei großen monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam verbindende Glaubensvorstellung. Dass die im Christentum diesen Einsichten korrespondierenden fundamentalen Haltungen auch für das Judentum und den Islam gelten, wird hier jedoch nicht behauptet. Wohl aber stehen alle hier genannten fundamentalen Einsichten und Haltungen am Anfang des Christentums und sind in seinen Ursprungs- und Orientierungsdokumenten (also den biblischen Schriften des Alten und Neuen Testaments) hervorragend bezeugt. Sie verdanken sich Personen wie Jesus von Nazareth selbst, aber auch dem Apostel Paulus aus Tarsus, von denen der eine wesentlich mündlich und durch zeichenhaftes Handeln, der andere wirkungsmächtig schriftlich durch seine an die urchristlichen Gemeinden im Mittelmeerraum versandten Schriften kommunizierte.⁵

5 Was ich in diesem Aufsatz im Anschluss an Paulus darstelle, habe ich im Blick auf Jesus ausführlicher entfaltet

Dass auch Frauen ganz entscheidend den Beginn des Christentums prägten und gestalteten, etwa Maria, die Mutter Jesu, Maria Magdalena und die Apostelin Junia (Römer 16, 7)⁶, sei hier eigens erwähnt. Damit ist klar: Der christliche Glaube und die christliche Kirche haben einen identifizierbaren historischen Ursprung. Dieser liegt in der jüdischen Religion. Mit ihr ist das Christentum wesensmäßig am engsten verbunden. Dies zeigt sich nicht nur an den handelnden Personen aus dem Bereich des Judentums (wie Jesus, Petrus, Paulus, Maria Magdalena) und gemeinsamen „Heiligen Schriften“ (nämlich dem so genannten „Alten Testament“), sondern auch am für beide Religionen prägenden Ethos wie dem Gebot der Nächstenliebe (3. Mose 19, 18; Markus 12, 28–34; Römer 13, 8–10) und den „Zehn

in: Eberhard Martin Pausch: *Jesus, Hauptdarsteller Gottes? Inszenierung als Schlüssel für einen vernunftgemäßen Glauben*, Berlin 2019, vgl. dort vor allem S.57–107.

6 Junia ist die „verleugnete Apostelin“. Da man sich in späteren Zeiten nicht vorstellen konnte, dass in der Urgemeinde eine Frau ein Apostelamt innehatte, änderte man ihren Namen im Text in einen männlichen Vornamen („Junias“). Erst die neuere neutestamentliche Forschung konnte diesen Fehler korrigieren.

Geboten“ (2. Mose 20; 5. Mose 5) sowie an gemeinsamen basalen⁷ religiösen Handlungen wie dem Gebet zu dem einen Gott, der Schöpfer der Welt ist, und der Bitte um Segen und das Spenden von Segen.

Haltungen und Handlungen

Den fundamentalen Einsichten entsprechen fundamentale Haltungen. Den Haltungen als ganzheitlichen Verfasstheiten menschlicher Existenz entsprechen wiederum Handlungen.

⁷ Basale religiöse Handlungen sind solche, die schlechterdings nicht wegzudenken sind aus der religiösen Praxis einer Religion, ohne diese in ihrem Wesenskern zu beschädigen.

Denn Haltungen setzen sich in Handlungen um. Einer klassischen, auf Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834) zurückgehenden Unterscheidung folgend lassen Handlungen sich ihrerseits in zwei Klassen differenzieren, indem man zwischen dem „darstellenden“ und dem „wirksamen/organisierenden“ Handeln unterscheidet. Wendet man diese beiden Kategorien auf die im Anschluss an Paulus unterschiedenen drei Dimensionen christlicher Existenz bzw. die möglichen fundamentalen Haltungen christlichen Lebens an, dann ergibt sich folgendes Schema:

Dimensionen christlicher Existenz / fundamentale Haltungen	Darstellendes Handeln	Wirksames / organisierendes Handeln
Glauben an / Vertrauen zu Gott: Ich vertraue Gott als meinem Schöpfer. Ich stehe dazu, dass ich Gott vertraue.	Gebet als unmittelbarer Ausdruck des Glaubens: Als zum Ebenbild Gottes bestimmter Mensch spreche ich mit Gott.	Eintreten für die Menschenwürde (da alle Menschen zu Ebenbildern Gottes bestimmt sind)
Hoffnung auf Gottes Handeln in Zeit und Ewigkeit: Ich hoffe auf Gottes Handeln hier und heute, allezeit und überall.	Bekenntnis, Verkündigung und Lehre: Ich spreche von / über Gott.	Eintreten für die Freiheit von Religion und Gewissen
Liebe als konstruktive Proexistenz im Blick auf andere Menschen (und Geschöpfe): Ich lebe mit anderen und will konstruktiv mit ihnen leben.	Taufe als einmalige feierliche Eingliederung in die Gemeinschaft der Glaubenden (Galater 3, 27f)	Eintreten für die Gleichheit der Menschen (in rechtlicher und tatsächlicher Hinsicht)
Weil ich die Menschen liebe, will ich in Frieden mit ihnen leben und Frieden stiften – soweit es an mir liegt.	Abendmahl als Bestätigung und Erneuerung der Gemeinschaft der Glaubenden	Eintreten für materielle Teilhabe und soziale Gerechtigkeit („Brot für die Welt“)
Weil ich die Menschen und Geschöpfe liebe, gebe ich ihnen den Segen Gottes weiter, den Gott mir geschenkt hat und weiterhin schenkt.	Friedensgruß als symbolische Bekräftigung der Nächstenliebe („Aus Gottes Frieden leben“)	Eintreten für den irdischen Frieden („für gerechten Frieden sorgen“)
	Zuspruch des Segens als Weitergabe des Segens Gottes an andere Menschen (und Geschöpfe)	Eintreten für die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen aller Menschen und Geschöpfe („Bewahrung der Schöpfung“)

Es liegt nahe, die mittlere Spalte dieser Tabelle, also das darstellende Handeln, mit „gottesdienstlichen Handlungen“ im engeren Sinne des Wortes zu identifizieren, während die rechte Spalte, also das organisierende Handeln, die ethischen Grundpflichten des christlichen Lebens umschreibt.⁸ Christenmenschen sollen daher im Alltag ihres Lebens

eintreten für die Wahrung der Würde aller Menschen, für die Freiheit der Religion und des Gewissens⁹, für die Gleichheit der Menschen – insbesondere auch für die Gleichheit

⁸ Man könnte vielleicht auch vom „Gottesdienst im Alltag der Welt“ sprechen. In der mittleren Spalte ist dagegen

der Gottesdienst als Bildungsinstitution der Kirche gemeint.

⁹ Und zwar gerade auch für die Freiheit der anders Denkenden und anders Glaubenden. Vgl. hierzu meinen Aufsatz: „Frau, links, – gläubig? Eine theologische Erinnerung an Rosa Luxemburg“, in: Hessisches Pfarrblatt 3 (2019), 64–69.

der Geschlechter, für die materielle Teilhabe und soziale Gerechtigkeit auf der Welt, für die Förderung und Erneuerung des irdischen Friedens und für die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen aller Menschen und Geschöpfe.

Es ist verständlich, dass nicht zu allen Zeiten alle diese ethischen Grundpflichten in gleichem Maße wahrgenommen und akzentuiert werden. Im Jahr 2019 ist es für viele Menschen in unserem Land die Klimafrage, die im Vordergrund steht („Fridays for Future“). Es dürfte aber einleuchtend sein, dass keine der genannten Pflichten von nachrangiger Bedeutung ist und vieles dafür spricht, dass die mit ihnen verbundenen Ziele nur erreicht werden können, wenn sie alle im Blick sind und keines dieser Ziele die anderen vollkommen dominiert und von der Tagesordnung verdrängt. An diese prinzipielle Gleichwertigkeit und Interdependenz ethischer Pflichten und Handlungsziele zu erinnern, ist eine wichtige Funktion der „17 Sustainable Development Goals“, die für das politische Handeln der in den Vereinten Nationen zusammengeschlossenen Staaten in der Gegenwart Verbindlichkeit beanspruchen¹⁰.

Binnendifferenzierungen der drei Dimensionen christlicher Existenz

Abschließend möchte ich in die drei grundlegenden Dimensionen christlicher Existenz noch einige Binnendifferenzierungen einzeichnen, um die Phänomene noch genauer zu umreißen und Missverständnisse zu vermeiden:

Erstens: Was Paulus als „**Glaube**“ bezeichnet, also das unbedingte Vertrauen zu Gott, der mich und alle Kreaturen geschaffen hat, kann in anderen Semantiken auch anders genannt werden und doch das identische Phänomen meinen. Wenn Martin Luther davon spricht, dass ich mein „Herz“ an Gott hänge, wenn Friedrich Schleiermacher das „Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit“ thematisiert und wenn Paul Tillich von dem redet, „was mich unbedingt angeht“ (the ultimate concern), dann sind dies sprachliche Wendungen, die, wenn nicht synonym, so doch mindestens äquivalent sind mit dem, was bei Paulus „Glaube“ heißt. Glaube, als interpersonales Vertrauen

verstanden, ist nicht identisch mit einer Meinung über etwas (das wäre „doxastischer“ Glaube: „doxa“ = Meinung), und er ist schon gar nicht eine unkritische Akzeptanz von Gegebenheiten. Christlicher Glaube jedenfalls schließt die Möglichkeit des Zweifels ebenso ein wie die Notwendigkeit kritischen Denkens und Überprüfens.

Zweitens: Was Paulus „**Hoffnung**“ nennt, bezieht sich auch bei ihm selbst schon (und erst recht in späteren Zeiten) einerseits auf die irdisch-weltliche Hoffnung, also die Zuversicht, dass es in diesem Leben bessere und glücklichere Zeiten geben kann als manche, die vergangen sind, andererseits aber auch auf die eschatologische Hoffnung, der zufolge es ein Ende der Zeiten, eine Auferweckung der Toten und das ewige Reich Gottes geben wird, in dem alles Irdische sich vollenden wird. Die irdische und die eschatologische Hoffnung sind voneinander zu unterscheiden, auch wenn sie nicht völlig voneinander getrennt werden können. Welcher dieser beiden Hoffnungsaspekte überwogen hat, das hat die Kirchengeschichte und auch die Weltgeschichte jeweils unterschiedlich geprägt. Problematisch ist es aber stets gewesen, wenn beide Hoffnungsaspekte identifiziert wurden und ein „Ende der Welt“ zu einem bestimmten Zeitpunkt x erwartet wurde, welches dann nicht eintrat.

Schon Paulus hatte im 1. Thessalonicherbrief, der wohl ältesten Schrift des Neuen Testaments¹¹, die Christinnen und Christen in Thessaloniki trösten müssen, weil deren Erwartung einer raschen Wiederkehr Christi und eines nahen Weltendes enttäuscht wurde. Einige von ihnen waren verstorben, und nun fragten sich die übrigen Gemeindeglieder in Thessaloniki, ob diese denn nun verloren gehen würden, da sie die Wiederkehr Christi nicht erlebt hatten. Paulus argumentiert „... mit einem Wort des Herrn, dass wir, die wir leben und übrig bleiben bis zum Kommen des Herrn, denen nicht zuvorkommen werden, die entschlafen sind. Denn er selbst, der Herr, wird, wenn der Ruf ertönt, wenn die Stimme des Erzengels und die Posaune Gottes erschallen, herabkommen vom Himmel, und die Toten werden in Christus auferstehen zuerst. Danach werden wir, die wir leben und übrig

¹⁰ https://de.wikipedia.org/wiki/Ziele_f%C3%BCr_nachhaltige_Entwicklung (Wikipedia, abgerufen am 3.7.2019).

¹¹ Der 1. Thessalonicherbrief wurde nach allgemeiner Auffassung um das Jahr 50 nach Christus in der griechischen Hafenstadt Korinth verfasst. Alle anderen Paulusbrieve sind später entstanden, erst recht die vier Evangelien, deren ältestes, das Markusevangelium, vermutlich um 70 nach Christus geschrieben wurde.

bleiben, zugleich mit ihnen entrückt werden auf den Wolken, dem Herrn entgegen in die Luft. Und so werden wir beim Herrn sein allezeit. So tröstet euch mit diesen Worten untereinander“ (1. Thessalonicher 4, 15–18). Wenn auch in für uns heute fremdartige mythologische Bilder verpackt, ist doch die Absicht des Apostels klar erkennbar: Er will trösten und Hoffnung machen. Zugleich aber macht er auch im weiteren Verlauf der Argumentation deutlich, dass es für Menschen schlechterdings nicht möglich ist, den Zeitpunkt „x“ des Weltendes vorherzusehen. Es empfiehlt sich also, das Hoffnungsphänomen auch intern differenziert zu betrachten: Es gibt Hoffnung auf ein sinnvolles und gutes Leben in dieser Welt, und es gibt eine Hoffnung über diese Welt und über den Tod hinaus.

Drittens: Auch für das Paulus so zentrale Phänomen der „**Liebe**“ (Agape) gilt, dass man es differenziert betrachten muss.¹² Nicht nur, weil „Agape“ etwas völlig anderes ist als „Eros“ oder „Philia“. Sondern auch, weil die Liebe zu den Mitgeschöpfen allgemein von der besonderen Liebe zu den Mitmenschen unterschieden werden muss. Sicherlich ist es geboten, sowohl Menschen als auch nicht-menschliche Geschöpfe in ihrem Status als Geschöpfe Gottes zu achten und gegenüber Tieren und Pflanzen so etwas wie eine „**Ehrfurcht vor dem Leben**“ (Albert Schweitzer) zu entwickeln und zu vertreten.¹³

12 Immer noch lesenswert zum ganzen Umfang des vieltätigen und komplexen Phänomens der irdischen Liebe ist der aus psychoanalytischer Sicht verfasste Bestseller von Erich Fromm: *Die Kunst des Liebens* (1956), 60. Aufl. Frankfurt am Main 2003. Was die Bibel unter „Agape“ versteht, ist eine kleine Teilmenge all dessen, was in diesem Buch als „Liebe“ beschrieben wird.

13 Der Begriff der „Ehrfurcht vor dem Leben“, den Albert Schweitzer (1875–1965) im Kriegsjahr 1915 geprägt hatte, ist in den letzten Jahrzehnten in Vergessenheit

Die Liebe zu den Mitmenschen besagt wiederum schon nach dem neutestamentlichen Zeugnis etwas Anderes, je nachdem, ob sie den „Geschwistern“ (Geschwisterliebe, wobei unter „Geschwistern“ diejenigen Menschen zu verstehen sind, die im Glauben an Gott miteinander verbunden sind), den „Nächsten“ (Nächstenliebe) oder sogar den „Feinden“ (Feindesliebe) gilt. Und noch ein Wesenszug eignet der Liebe in der Gestalt der Nächstenliebe: Sie gilt auch dem Liebenden selbst, denn wer den Nächsten lieben soll „wie sich selbst“, muss ja auch fähig und in der Lage sein, sich selbst zu lieben – und zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger als die oder den Nächste*n. Innerhalb der einen, großen Dimension „Liebe“ gibt es also offenbar mehrere kleine Winkel- oder Binnendimensionen, die den von ihr eröffneten weiten Raum wiederum zu strukturieren erlauben.

Das führt zurück zur (als Analogon gemeinten) kosmologischen Eingangsthese, die ich im Anschluss an Stephen Hawking formulierte: Selbst wenn unser Universum in Wahrheit aus zehn, elf oder gar 26 Dimensionen bestehen sollte, ist es für unser Leben und Handeln in ihm durchaus hinreichend, von „nur“ drei oder vier Dimensionen auszugehen. Für das Leben der Christenmenschen in der ihnen gegebenen Nusschale sind diese drei Dimensionen fundamental: Glaube, Hoffnung und Liebe.

*Dr. Eberhard Martin Pausch,
Evangelische Akademie Frankfurt am Main*

geraten. Ich halte ihn immer noch für leistungsfähig. Schweitzer war seiner Zeit denkerisch weit voraus. Auf ihn gehen wesentliche Einsichten der Ökologiebewegung und Impulse für die Entwicklungshilfe zurück – besonders im Blick auf den Kontinent Afrika.

HINWEIS

Predigthilfen abzugeben

Mehrere neue Jahrgänge der Predigtstudien und anderer Predigthilfen (insgesamt ca. 40 Bücher) sind kostenlos an Selbstabholer abzugeben.

Auskunft erteilt:
Pfarrerin Felizitas Muntanjohl, Wiesbaden,
Tel. 0611-181 793 76 oder
felizitas.muntanjohl@gmx.de.

„Wir sind der Staat!“

Henning von Vieregge im Gespräch mit Diakoniepräsident Ulrich Lilie

Nicht mehr Kirche für andere, sondern Kirche mit anderen werden – auf diesen Weg geben sich viele Kirchengemeinden. In HPB 2019/4 schrieb Dr. Franz Grubauer über die Vernetzung von Kirche (Sozialraumanalyse, S.90ff.) und Cornelia Coenen-Marx zeigte, wie Kirchengemeinden neue Nachbarschaften fördern (S.94ff.). Auch die Diakonie arbeitet an diesem Perspektivenwechsel. Mit über 45.000 Plakaten bundesweit bewirbt sie derzeit die Kampagne „Unerhört!“ Mit dem Präsidenten des Diakonischen Werkes Deutschland und des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung, Ulrich Lilie, hat HPB-Autor Henning von Vieregge ein längeres Interview zu gesellschaftspolitischen Fragen geführt, aus dem wir hier Auszüge veröffentlichen. Es ist zuerst im „Verbändereport“ erschienen. Auf Seite 135 finden Sie von Vieregges Rezension von Ulrich Lilies Buch „Unerhört“.

Henning von Vieregge: Wenn ich sage, die Diakonie ist einer der größten sozialkapitalistischen Akteure der Republik, würden Sie sich wahrscheinlich nicht wehren?

Ulrich Lilie: Sozialkapitalistisch klingt nach einer bestimmten Schublade. Wir passen aber in keine Schublade: Wir sind an fast allen Orten in diesem Land mit vielen hilfreichen Angeboten engagiert.

Die Diakonie hat 525.000 Hauptamtliche, 750.000 Freiwillige, tätig für 10 Millionen – da entsteht eine Menge Kontakt – und wenn es gut geht, damit auch Vertrauen...

Organisationen wie Diakonie, Caritas, Arbeiterwohlfahrt, Paritätischer Wohlfahrtsverband oder andere, leisten einen wichtigen Beitrag zum Zusammenhalt und für das Gemeinwohl. In Zeiten einer dramatischen gesellschaftlichen Transformation kann man dies schwerlich überschätzen.

Mit ein wenig Schmunzeln habe ich Ihre Selbstcharakterisierung als Präsident gelesen und gleich an den Bundespräsidenten gedacht, wenn Sie sagen, dass sich Ihr Einfluss weitgehend auf das Reden bezieht. Nicht mehr?

Die Diakonie als Organisation hat eine große Wirkung. Wir tragen Sorge dafür, dass unsere Angebote in sehr unterschiedlichen Helfefeldern wirksam sind. Es geht zuerst um das Wohl für die einzelnen Betroffenen, aber wir fragen auch nach dem Nutzen für die Gemeinschaften, in denen diese Menschen leben. Da sind die vielen haupt- und ehrenamtlich Tätigen sehr wirkungsvoll. Ich persönlich wirke im Wesentlichen durch das Wort: Es gilt zu überzeugen, möglichst viele Menschen mitzunehmen, Heterogenität in einem sehr großen Verband zu orchestrieren und Interessenausgleich zu ermöglichen. Es geht auch darum zu lobbyieren, indem wir für andere das Wort ergreifen und um Lösungen ringen, die für möglichst viele Menschen gut sind. Das erfordert viel Gespräch, viel Dialog und entscheidend Netzwerkkompetenz.

Hinter den zu einfachen Antworten – die man im Moment landauf landab aus vielen Lagern hört – verbirgt sich die Sehnsucht nach neuen Fragen. Unsere Aufgabe ist es, diese Fragen zu stellen: Welches Land wollen wir sein? In Zeiten von Klimawandel, Digitalisierung und Globalisierung, wenn dieses Land immer älter wird trotz Migration, und es sich sozial immer ungleicher darstellt und gleichzeitig ethnisch und kulturell immer heterogener wird? Wie lautet dann die Zukunft und Teilhabe eröffnende politische Erzählung? Diese Fragen müssen wir politisch beantworten, wenn dieses große Experiment, wirklich für alle oder möglichst viele gut ausgehen soll.

Experiment?

Ja, die Beantwortung der Frage, welches Land wir sein wollen ist mit einem gesellschaftlichen Experiment verbunden. Wir können nicht einfach die alten Antworten fortschreiben, wenn sich die Welt grundsätzlich verändert. Wir müssen etwas wagen. Es ist wie eine Operation am offenen Herzen: denn dieses sich tief transformierende Gemeinwesen muss in sehr unterschiedlichen Regionen und Sozialräumen mit immer mehr sehr unterschiedlichen Menschen in diesem Land und auch noch in 10 bis 15 Jahren für möglichst viele funktionieren, wenn unsere demokratische Gesellschaft offen, gerecht und frei

bleiben soll. Ich habe aber bei manchen Politiker*innen wie auch bei mancher politischen Partei den Eindruck, da werden immer wieder nur die alten Schellack-Platten aufgelegt; manchmal sind es Schellack-Platten! Das hat überhaupt nichts mit den Streaming-Wirklichkeiten zu tun, in denen wir eben längst leben. Wir brauchen schnellere und intelligenteren Lösungen, die unterschiedlich ausfallen müssen, je nachdem um welche Region im Land es geht.

Angela Merkel hat vor drei oder vier Jahren gesagt, Deutschland sei gut in seiner Ingenieurskunst, müsse aber flexibler werden. Ist der Staat flexibler geworden?

Wir brauchen Flexibilität und Kreativität. So brauchen wir viel flexiblere Ansätze für die sehr unterschiedlichen Kommunen in Deutschland. Wir brauchen einen neuen Modus der Kooperation zwischen Politik und Zivilgesellschaft vor Ort, auch das hat was mit dem Zeitalter der Digitalisierung zu tun. Es geht um Netzwerkkompetenz. Wir brauchen ein neues kooperatives Mantra zwischen Zivilgesellschaft und Politik, anders wird das Zusammenleben von immer unterschiedlicher werdenden Menschen in immer unterschiedlicher werdenden Zusammenhängen nach meiner Überzeugung nicht funktionieren.

Was bedeutet das für die Diakonie?

Unser Selbstverständnis beinhaltet drei Aspekte: Diakonie ist die soziale Arbeit der evangelischen Kirche, d.h. was sind die Gelingensvoraussetzungen für diese Fragen, die ich gerade genannt habe, aus der Perspektive christlichen Glaubens, was haben wir dazu beizutragen? Da braucht es neue Vernetzung zwischen Kirche und Diakonie. Das fordert von der Diakonie, aber auch von Kirche mit ihren Gemeinden, kooperativer zu denken, und sich selbst mit der Perspektive der Anderen zu verstehen. Zweitens sind wir eine Lobby-Organisation für die fachlichen Belange z.B. der Pflege, der Medizin, für die Fragen der Beratungsstellen, für die Ausstattung von Kindertagesstätten. Und wir verstehen uns drittens als eine anwaltschaftliche Organisation: Wir erheben die Stimme für die, die unerhört sind, die in den medien- und interessengesteuerten Diskursen keine Öffentlichkeit finden.

Diakonie als soziale Arbeit der evangelischen Kirche: Die früher sehr geschätzte Gemeindegliederschwester ist abgeschafft, was tritt an die Stelle?

Bei einer kleiner werdenden Kirche und einer immer noch wachsenden Diakonie

braucht es auf unserer Seite auch ein bisschen Demut, was die eigene Relevanz angeht. In jeder Gemeinde gibt es soziale Fragen und Herausforderungen, spätestens dann, wenn man die Kirchentüre öffnet und sich den Sozialraum anschaut. Mit den Augen der alleinerziehenden berufstätigen Mutter, des alten einsamen Herren oder den Migrantenkinder, die immer noch Sprachprobleme haben. Darum können sich Kirche und Diakonie vor Ort gemeinsam kümmern – und darüber hinaus gibt es viele Partnerinnen und Mitgestalter vor Ort.

In Ihrem Buch fand ich die Forderung des besseren Zuhörens glaubwürdig; Sie haben Menschen zugehört, die sich entheimatet wurden, weil sie durch zugezogene Fremde überfordert sind. Die Altbewohner fühlen sich allein gelassen.

Wir wollen Diakonie und Kirche nicht mehr nur für, sondern mit anderen sein. Ich glaube, dass das ein angemessener Wechsel ist in Zeiten, die immer diverser werden und in denen wir gelernt haben, dass jeder Mensch Verantwortung und Begabungen einbringen kann. Wir brauchen Formate, in denen die Unerhörten selbst zu Wort kommen und sich selbst einbringen können. Ich halte wenig davon zu sagen, ich weiß doch, wie es den Obdachlosen geht. Ich halte mehr davon, wenn man Obdachlose mit Menschen aus der Politik ins Gespräch bringt und wir bei solchen Gesprächen Dolmetscher sind.

Die Armuts-Konferenz, für die wir vor zwei Jahren verantwortlich waren, ist ein Beispiel dafür, dass Leute mit Armutserfahrung selbst sprachfähig werden und lernen, ihre Anliegen und ihre Fähigkeiten in die Debatten ein zu bringen. Ich würde von jeder Person, die heute politische Verantwortung hat, erwarten, dass sie Interesse an solchen Orten hat, weil das Reden über jemanden vorbei ist; wir brauchen mehr Reden miteinander.

Kritisch gefragt: Wie verhindert man, dass Betroffenheit die Empirie ersetzt?

Es gibt zwei Versuchungen: einen Betroffenheits-Tourismus und die mediale Inszenierung von Dialogen. Beides heißt vom Pferd zu fallen. Wir brauchen geschützte Räume für solche offenen Dialoge. Wenn Politikerinnen und Politiker in Fachausschüssen sitzen, dabei aber Gefahr laufen, die Anbindung an ihren Wahlkreis, ihre Kommune und die Sorgen der Menschen vor Ort zu verlieren, verlieren wir alle. Da muss die Politik wieder was entdecken. Man

kann sicher nicht die ganze Zeit nur Bürgergespräche führen, aber nur wer weiß, was die konkreten Fragen der Menschen vor Ort sind, kann sie anständig vertreten. Übrigens gibt es da auch eine bauliche Repräsentationslücke in der Politik in Berlin. Wir starten gerade eine kleine Aktion „hier fehlt was“, die ich mit entwickelt habe.

Was fehlt?

Die beiden genialen Architekten, die das „Band des Bundes“ geplant haben, hatten zwischen dem Kanzleramt und dem Parlament ein Bürgerforum geplant – über dieses Vorhaben ist eine große grüne Wiese gewachsen. Wir sagen, da fehlt aber was, nämlich der Ort, wo die Menschen, die in den Kommunen sich Gedanken machen, zusammenkommen mit der Berliner Politik. Wie kommen sie mit ihren Fragen und Ideen mit der Berliner Politik ins Gespräch? Wir schlagen eine Art „Bürgergarage“ vor, wo die Leute mit guten Vorschlägen, die sie vor Ort entwickelt haben, eine Bühne bekommen, in einen Dialog kommen und Unterstützung bekommen von denen, die im Parlament Verantwortung tragen. Das würde auch der Erdung des Raumschiffs Berlin gut tun.

Parlament hat ein Gebäude, Regierungsspitze hat ein Gebäude, aber Zivilgesellschaft ist leer ausgegangen.

Wir reden über Demokratieverdrossenheit, darüber, dass sich niemand mehr beteiligen will. Wer das ändern will, muss mehr investieren und neue Formate erproben ohne gleich die Struktur der parlamentarischen Demokratie zu ändern. So behält die bewährte Repräsentanz neue Bodenhaftung und wird direkter erlebbar. Die Menschen machen die Erfahrung: Ich kann etwas bewegen und sehe nicht nur zu.

Sehen Sie das auch bei Neubausiedlungen? Begegnungsmöglichkeiten waren geplant und werden am Schluss eingespart...

Ich habe mich mal als Gemeindepfarrer bei einem Bauprojekt engagiert. Der Bauträger hatte Interesse an einem Einkaufszentrum. Da haben wir gesagt: okay, wenn ihr hier auch ein kommunales Rathaus, einen Bürgersaal, ein Schwimmbad und eine Bibliothek baut, dann können wir über ein Einkaufszentrum reden. Wenn ihr nicht darüber mit uns redet, findet euer schönes Bauprojekt hier so nicht statt. Wir haben einen wunderbaren Kompromiss hingekriegt: Das Einkaufszentrum finde ich nach wie vor nicht schön, aber da sind auch ein paar

Hundert Wohnungen entstanden; es gibt ein Schwimmbad, Rathaus, Bibliothek, alles, was für die Leute enorm viel Vor-Ort-Qualität geschaffen hat. Um solche Geschichten geht es: Chancen von Stadtplanung, von Raumplanung so zu nutzen, aber auch interessante Modelle nach Berlin zu spiegeln, bevor man über Entignung redet.

Müssten Kirchengemeinden, die ihre Gebäude anpassen wollen, nicht gefragt werden, warum sie nicht aus Kirchengebäuden Bürgerhäuser entstehen lassen?

Ich war in Düsseldorf ein paar Jahre Superintendent in einem großen Kirchenkreis. Wir haben viele Orte – die wir gemeindlich nicht mehr nutzen konnten, weil sich die Gemeindezahl halbiert hatten im Vergleich zu den 70er Jahren, wo die vielen Gebäude entstanden sind – diakonisch umgenutzt und sie damit gleichzeitig mit einer Gemeinwohlorientierung bespielt. Übrigens blieben das meistens auch Gottesdienstorte. Es gibt also intelligente Möglichkeiten, das Notwendige mit dem Zweckmäßigen zu verbinden.

In Ihrem Buch unterscheiden Sie zwischen berechtigter und unberechtigter Empörung. In „unerhört“ steckt beides drin. Fördern Sie mit der Kampagne auch unberechtigte Empörung?

Wir spielen bewusst mit dem Wortspiel „unerhört“, was man mit einem Ausrufungszeichen im Empörungsmodus verstehen kann; und mit der anderen Bedeutung „die werden nicht gehört“. Beides hat miteinander zu tun. Dieser sehr preiswerte Empörungsmodus, indem man sich über die anderen empört – sei es die Bundeskanzlerin, die Politik, die Kirche – erspart vielen eine differenzierte Auseinandersetzung und auch das eigene Engagement. Ich kenne Leute, die sind beim Bier oder Glas Wein mit Parolen schnell dabei, und wenn ich frage: Was machst du, wo bist du bereit, Verantwortung zu übernehmen? sagen die, an dem Wochenende bin ich gerade in Barcelona. Davon brauchen wir weniger.

Wir brauchen mehr Leute, die sagen, mir ist es nicht egal, wie es vor Ort aussieht, ich will mit Verantwortung übernehmen dafür, dass die Leute in vernünftiger Umgebung alt werden können, dass das Zusammenleben der immer unterschiedlicher werdenden Menschen funktioniert. Das heißt: wir müssen lernen, dass Demokratie nicht heißt, wir machen ab und wann ein Kreuzchen, und dann sollen

die es da oben richten, sondern wir müssen lernen: Wir sind der Staat.

Was ist für Sie eine unberechtigte Empörung?

Es gibt einen Satz von Walter Benjamin, der mich schon lange begleitet: „Die Pazifisten leben vom Krieg genauso wie die Generale“. Die Gefahr, im reaktiven Verhalten stecken zu bleiben, ist wahnsinnig hoch, und die ist gerade medial, auch durch die Digitalisierung, auch durch die inszenierten öffentlichen Debatten, noch größer geworden. Da kriegen diejenigen die beste Quote und die meisten Likes, die bewusst sagen, ich rede hier laut über Themen, die in diesem Land nicht besprechbar sind und Tabus bricht. Meistens heißt das schlechtes Niveau, wenig Substanz, noch weniger Sachkenntnis und viele Blasen. Davon brauchen wir weniger. Wir brauchen aber mehr Leute, die bereit sind, sich in den Mühen der Ebenen mit den anderen vor Ort um Lösungen zu kümmern. Dafür nachhaltig zu werben ist eine Aufgabe der großen Organisationen der Zivilgesellschaft, wie Kirche und Diakonie.

Aber wie kann man wichtige Themen befördern ohne zu skandalisieren?

Wir müssen konsequent sein: Man darf fragwürdige, vielleicht medienwirksame Forderungen und Angebote nicht bedienen und sollte sich nicht an ihnen beteiligen. Wir machen es den Populisten mit unseren berechenbaren moralischen Reaktionen oft viel zu einfach. Zugleich sollten wir selbst gute Beispiele schaffen für Lösungen. Mich haben immer die am meisten überzeugt, die in schwierigen Situationen neue überzeugende Wege gewiesen haben, die quer gedacht haben, die das Unerwartete realisiert haben; viel mehr als die Lautsprecher, die letztendlich schnell verpuffen.

Ist das nicht auch eine Reaktion auf das Gefühl, mit der Zahl der Optionen nicht klar zu kommen?

Ja. Ich glaube, dass die Beobachtung richtig ist, dass es die Vereinfacher so einfach haben, weil sie auf die komplizierten Herausforderungen scheinbar einfache Antworten geben.

Wie sieht es mit dem Zusammenwirken von Evangelischer Kirche und Diakonie aus? Darüber geredet wird seit langem.

Da sind wir weiter als die öffentliche Wahrnehmung es realisiert hat. Wir haben einmal im Jahr eine gemeinsame strategische Tagung

der Diakonie Deutschland und des Rates der EKD; wir stimmen wirklich ab, in welchen Handlungsfeldern wir welche Impulse gemeinsam setzen wollen. Das entscheidende Stichwort heißt „Gemeinwesenorientierung“. Die gemeinsame Verantwortung für das Zusammenleben der Menschen vor Ort bringt uns auf allen Ebenen zusammen.

Soll so Kirche auf breitere Füße gestellt werden?

Kirche und Diakonie sind doch die wahren Graswurzelbewegungen: In den Dörfern, wo der Tante-Emma-Laden und die Post zumachen, gibt es immer noch eine Kirche. Diese Verwurzelung vor Ort gilt es zu nutzen – unter der gemeinsamen Überschrift „Kirche und Diakonie mit anderen“.

Wie kann man bei Pfarrerinnen und Pfarrern erfolgreich dafür werben, in die Zivilgesellschaft hinein zu wirken?

Ich kenne viele tolle Kolleginnen und Kollegen im Pfarramt, die unter den nicht einfachen Bedingungen einen beeindruckenden Job machen, die sind sehr unternehmerisch. Insgesamt gilt immer noch das Diktum von Wolfgang Huber, dass die Kirche unternehmerischer werden muss. Wir leben schon in Zeiten gravierender Herausforderungen und das braucht eine neue Haltung in den kirchenleitenden Organen, unternehmerischer mit diesen Herausforderungen umzugehen.

Löst nicht der Begriff „unternehmerisch“ schon Widerstände aus?

Ich meine unternehmerisch im Sinne von innovativ und etwas unternehmen. Ich glaube, wir brauchen neue Antworten, neue Organisationsformen, neue Formen von Kirche, die näher bei den unterschiedlichen Milieus ist und die die Sprache dieser anderen, unterschiedlichen Menschen wirklich versteht. Da würde ich mir manchmal mehr Mut zum Experiment wünschen und ich würde mir auch wünschen, dass wir das stärker kooperativ und nicht nur vom Kirchturm her denken lernen. Ich glaube, dass das 21. digitale Jahrhundert das Jahrhundert der Kooperation wird, der Vernetzung. Wer das nicht verstanden hat, wird nicht erfolgreich sein können.

Es geht nicht nur um Plakate, sondern auch um die Gesprächsformate, mit denen wir unsere Kampagne verbinden.

Ideen finden Interessierte im Netz. Herzlichen Dank, Herr Präsident Lilie.

Ingolf U. Dalferth, *God first. Die reformatorische Revolution der christlichen Denkungsart.* Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, 2. korr. Auflage 2019, 304 Seiten. 28 Euro. ISBN 978-3-374-05652-1

Das neue Buch des renommierten Systematischen Theologen und Religionsphilosophen Ingolf U. Dalferth versammelt zu einem Großteil bereits andernorts veröffentlichte Beiträge, die jedoch für dieses Buch überarbeitet worden sind. Daneben haben aber auch Überlegungen aus Vorlesungen und Vorträgen, die der Verfasser anlässlich des Reformationsjubiläums hielt, Einzug in das zehn Kapitel umfassende Werk gefunden.

Dass die Erstausgabe „erst“ im Jahre 2018, also ein Jahr *nach* dem großen Reformationsjubiläum zu beziehen war, erscheint nur *prima vista* als spät. Denn die Intention dieses Buches ist es, die bleibende Aktualität der reformatorischen Denk-Aufbrüche herauszustellen und mit Blick auf gegenwärtige Herausforderungen zu würdigen. Im Kern geht es Dalferth nicht um kundige historische Aufarbeitung des Vergangenen (wozu rund um das Jubiläum viel publiziert worden ist), sondern darum, im Anschluss an die reformatorische Theologie Gott die ihm gebührende Priorität gegenüber allem anderen einzuräumen: „*God First* – das ist die reformatorische Revolution der Denkart, an die auch heute zu erinnern ist. Sie stellt keine Norm auf, der man genügen müsste. Sie erinnert vielmehr daran, die Augen nicht vor der Wirklichkeit zu verschließen, sondern die Dinge so zu sehen, wie sie sind: Zuerst Gott, dann alles übrige.“ (82)

Der englischsprachige Buchtitel vermag diese Idee, in Gott den *prius absolutus* zu sehen, prägnant zum Ausdruck bringen und bot offenbar für Dalferth, der den Verlauf der Reformationsfeierlichkeiten 2017 mit Abstand „in der Ferne Kaliforniens“ (13) beobachten konnte, die günstige Gelegenheit für eine an die Adresse des amtierenden Präsidenten der USA gerichtete kritische Anspielung auf dessen Politik.

Inhaltlich ist von Wichtigkeit, dass Dalferth auf die von den Reformatoren einst propagierte „spirituelle Revolution, die von Gott für uns (in Christus) und in uns (durch den Geist) ohne uns herbeigeführt wird“ (31), rekurriert. Von dieser Idee herkommend kann Dalferth die

Maxime des *God First* als für die menschliche Lebensorientierung eminent wichtige herausstellen: *God First* heißt *in concreto*, bewusst in der Gegenwart des trinitarischen Gottes sein Leben zu leben (vgl. 65 u. 258ff. *passim*), wobei die in unserer Gegenwart strittige *Wirklichkeit* der von Dalferth behaupteten Gegenwart Gottes von ihm weniger zu plausibilisieren versucht als schlicht präsupponiert wird: „Geht man nicht von Gott aus, dann wird man Gott auch nicht finden.“ (71). Es müsse bei Gott angefangen werden. „Wer ohne Gott anfängt, der wird auch ohne Gott enden. Alle Debatten um die Gottesfrage bis zur Gegenwart belegen das in trauriger Regelmäßigkeit. *God First* – das ist die reformatorische Einsicht, an die zu erinnern angesichts der zum säkularen Lebensstil gewordenen Ausblendung Gottes aus dem Leben und Denken auch heute jeder Grund besteht.“ (58)

An der Stoßrichtung, Gott oberste Priorität gewähren zu wollen, dürfte wohl kaum ein Theologe Anstoß nehmen, an der theologischen Umsetzung dieses Vorhabens möglicherweise schon. Denn Dalferth versteht „Theologie als Reflexion christlicher Lebensorientierung“ (196ff.), womit er zwar an die Reformatoren denkerisch anknüpfen kann, aber auch Abstriche bezüglich der „Wissenschaftlichkeit“ der Theologie als Wissenschaft unter Wissenschaften in Kauf nehmen muss (das zeigen die Seiten 133ff., vgl. bes. Kap. VI u. VII). Dalferth postuliert, die für die Wissenschaftlichkeit gemeinhin übliche Beobachterperspektive preiszugeben zugunsten einer Binnenperspektive eines sich *coram deo* verstehenden Subjektes (vgl. 197), das Gott angemessen zu denken versuchen könne, und zwar möglichst so: „Gott wird nur gedacht, wenn man nicht nur Gott denkt, sondern alles im Zusammenhang mit Gott und Gott im Zusammenhang mit allem anderen.“ (202) Das vorrangig lebenspraktische Interesse Dalferths wird in seinen Darlegungen wiederholt offenkundig, was auch die für seine Theologie insgesamt typische kritische Haltung gegenüber jedweden Formen der Metaphysik im Allgemeinen und des Theismus im Besonderen (vgl. 208ff. u. 239ff) nachvollziehbar erscheinen lässt.

Alles in allem lohnt die Lektüre dieses Buches. Es ist so kenntnisreich, wie man es von Dalferths Veröffentlichungen gewohnt ist. Es

ist geradezu ein Vorzug dieses Buches, dass Dalferth sein leidenschaftliches Plädoyer dafür, sein gesamtes Leben aus dem Glauben heraus konsequent an der Gegenwart Gottes auszurichten, mit einer Aufarbeitung der spezifisch reformatorischen Denkart verbindet. Ob man nun Dalferth, um dem Verschwinden Gottes aus dem öffentlichen Bewusstsein einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft entgegenzuwirken, methodisch seinem barthianisch geprägten, ‚*existenziell-lokalisierenden*‘ Stil folgen will, dürfte eher eine Frage des „theologischen Geschmacks“ sein.

Dr. Thorsten A. Leppek



Gerhard Wegner: Wirksame Kirche – Sozio-theologische Studien. Herausgegeben vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD. Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, 2019. 425 Seiten. 30 Euro. ISBN: 978-3-374-05630-9.

Der Verfasser dieser Studien ist im Mai 2019 als Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Hannover verabschiedet worden. Als außerplanmäßiger Professor für Praktische Theologie lehrte er auch an der Universität Marburg. Im Vorwort erläutert er den Titel des Buches, indem er sich von einer herkömmlichen Ekklesiologie absetzt, die die Wirkungen von Kirche im soziologischen Sinne nicht im Fokus hatte. Nicht um Zielerreichung, Gewinn und Erfolg ging es ihr, sondern darum, dass Handeln Gottes in und mit der Welt zu bezeugen. Heute jedoch höre man solche Selbstbeschreibungen eher selten, wenn überhaupt. In der öffentlichen Berichterstattung über Predigten an hohen Festen seien es meist politische Inhalte, denen man Bedeutung zuschreibe.

Der Verfasser verweist weiter auf die inzwischen gängige Praxis einer professionellen Evaluation vieler Tätigkeiten in der Kirche – und belegt so einen signifikanten Mentalitätswandel. Die Kirche habe in unserer Gesellschaft als große Organisation immer schon Wirkungen gehabt. Sie habe sich durch ihre vielen Aktivitäten im Blick auf den Mitgliederbestand reproduziert. Doch die gegenwärtige Reproduktionskrise führe dazu, dass die erreichten Wirkungen von Kirche zunehmend problematisiert und diskutiert würden.

Von hier aus schlägt der Autor die Brücke zu seinen in der Folge abgedruckten Studien, die er so charakterisiert: „Sie sind von dem Interesse

motiviert, sozialwissenschaftliche und theologische Haltungen und Verfahren, Ergebnisse und Erkenntnisse miteinander zu verbinden. Es geht also ausdrücklich um sozio-theologische Studien, aus denen vielleicht Impulse zu einer regelrechten Soziotheologie erwachsen könnten“ (7).

Im Einzelnen werden die Studien in vier größeren Blöcken zusammengefasst. Die erste Abteilung ist überschrieben: „Wirksamkeit, Organisation, Religion“, die zweite: „Mitglieder, Publikum, Plausibilität“. Diese enthält interessante Bemerkungen über Kathedralen und andere historische Kirchen als Begegnungsräume. Die dritte Gruppe fasst Aufsätze zusammen unter dem Titel: „Gemeinschaft, Kirchengemeinden, Netzwerke“. Dabei geht es insbesondere um die Frage, welche Konsequenzen sich aus kirchensoziologischen Untersuchungen herleiten lassen. Die vierte große Einheit trägt die Überschrift: „Anstalt, Akteur, Vision“ und versammelt Ausführungen zu Themen wie etwa: „Von der Anstalt zum Akteur“ oder über „aktuelle Entwicklungstendenzen der kirchlichen Organisation“.

Die Studien dieses Buches sind in ihrer Addition eine Art Bilanz des Verfassers über sein fast fünfzehnjähriges religions- und kirchensoziologisches, aber im Kern immer soziotheologisches Wirken am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD. Unter Wegners Leitung hat das Institut eine Vielzahl wissenschaftlicher Studien veröffentlicht, unter anderem zu Themen wie versteckte Armut auf dem Land, Langzeitarbeitslosigkeit und der Zukunft Europas. Auch Umfragen zur Sterbehilfe, zur Aufnahme Geflüchteter und zur Lebens- und Glaubenswelt junger Menschen waren darunter. „Ergebnisse dieser Studien machen uns in der medialen Öffentlichkeit sprachfähig, in der auf Zahlen oft mehr gehört wird als auf Argumente“, sagte EKD-Ratsvorsitzender Heinrich Bedford-Strohm zu seinem Abschied.

Martin Zentgraf



Ulrich Lillie: Unerhört – Vom Verlieren und Finden des Zusammenhalts. Herder-Verlag Freiburg, 2018. 176 Seiten, 18 Euro. ISBN 978-3451381751.

Mit zwei Kampagnen hat die Diakonie in jüngerer Zeit versucht, ihren Beitrag zu solidarischerem Zusammenleben zu liefern:

„Wir sind Nachbarn. Alle“¹ und aktuell „Unerhört!“². Im Buch zur aktuellen Kampagne plädiert Diakoniepräsident Ulrich Lilie für „Räume des offenen, absichtslosen Gesprächs und des Zuhörens, in denen sich Menschen über die Erfahrungen hinter ihren Werten austauschen. Es geht um Verstehen und nicht um reflexhafte Abwehr.“ (42f.)

Kultursensible Moderator*innen sollen helfen, „die Menschen aus ihren Blasen, Milieus und Communities herauszulocken und für mehr Gemeinsinn zu gewinnen.“ (43) Lilie „träumt davon, dass wir uns als Kirche und Diakonie im Dorf stärker als **ein** Mitspieler unter anderen in die zivilgesellschaftlichen Prozesse einbringen“ (146f.). Besonders wirksam wären Kirche und Diakonie zusammen, wenn sie – Untertitel des Buches von Lilie – sich beim „Finden des Zusammenhalts“ in der Handlungsverantwortung sähen, miteinander und im Zusammenwirken mit Dritten: „Wir leben in Zeiten von populistischen Krachmachern und medialen Krawallmachern. Gleichzeitig steigt die Zahl derer, die das Gefühl haben, mit ihren Anliegen und Geschichten kein Gehör zu finden. Deswegen geht es in diesem Buch um das Hören, genauer gesagt um das Zuhören. Denn die Kunst des Zuhörens droht in der ‚unerhörten Gesellschaft‘ auf den Hund zu kommen.“ (9)

Um die Aussage zu überprüfen, dass populistische Krachmacher und mediale Krawallmacher bestimmend wirken wie nie, bedürfte es einiger Erklärungen, die aber im Text nicht erfolgen. Gleiches gilt für die zweite Behauptung, dass immer weniger Menschen Gehör finden. Allerdings ist diese Behauptung gegen jede empirische Überprüfung weitgehend durch den Hinweis auf das Gefühl der Betroffenen immunisiert.

Die dritte Behauptung lautet, das Zuhören drohe auf den Hund zu kommen. Auch diese Behauptung ist der empirischen Überprüfung entzogen. Sie zieht ihren angeblichen Wahrheitsgehalt aus der Anschlussbehauptung, „die da oben leben in einer Blase fern vom Bürger.“ Nun würde man dem Verfasser Unrecht tun, wenn man wichtige Differenzierungen im Text unterschläge, zum Beispiel: „Die grassierende Empörungslust kennt kein politisches Lager“ (10). Lilie spricht von einem hysterischen Debattenstil und fragt sich und die

Lesenden, wann der um sich gegriffen hat und problematisch wurde. Er meint mit Blick in die Literatur, das lasse sich schwer rekonstruieren (106). Zustimmung zitiert er Ulrich Beck, der inhaltliche Antipoden wie Sarrazin und Hessel („Empört Euch“) als unterschiedliche Flügel des gleichen oft erbittert ausgetragenen Widerstands gegen die Kosmopolitisierung der Welt (109) verstanden habe. Der Autor möchte sich demgegenüber hüten, auf eine linksliberal-kosmopolitische Weise engstirnig zu werden (55). Beides, die Feststellung und die Absicht, ragen gerade auch im kirchlichen Raum aus dem Mainstream heraus.

„Selbstverständlich bleiben die Unbelehrbaren, Rassisten und Fundamentalisten, die weder an ernsthaften Dialogen noch an Menschen ähnlichen Kooperationen interessiert sind. Die gibt es überall und in allen Spielarten der Religionen und Weltanschauungen. Sie gilt es kompromisslos mit allen Mitteln des Rechtsstaats zu bekämpfen.“ (43) Die Schwierigkeit, zu entscheiden, wo die Trennlinie zwischen den Belehrbaren und den Unbelehrbaren zu ziehen ist, problematisiert der Autor nicht und ebenso wenig die Frage, ob die Unerhörten tatsächlich unerhört sind und ob darunter auch welche sind, die besser unerhört bleiben. Ob die Kampagne tatsächlich hilft, vom „Tonfall der Angst“ zu einer „gemäßigten Betriebstemperatur der notwendigen Debatten zurückzufinden“ (110 und 113), oder ob sie im Gegenteil Ängste vergrößert und Betriebstemperaturen erhöht, ließe sich nur durch eine umfangreiche Begleitforschung herausfinden. Es bleibt also die gute Absicht zu loben und festzustellen, dass nicht jede gute Absicht zu guten Ergebnissen führt.

Was sind eigentlich die Motive des Absenders? Oder handelt die Diakonie völlig interesselos? Es ist irgendwie aus der Mode gekommen, diese Frage, die zur Hochzeit der kritischen Theorie jedem gestellt wurde, der sich zu Wort meldete, freiwillig aufzuwerfen und zu beantworten. Erklärte Absicht der Kampagne und des Buches von Ulrich Lilie ist es, den Blickwinkel auf die Nachbarschaft, das Quartier, zu lenken. Insbesondere auf die Berichte über den Berliner Stadtteil Marzahn-Hellersdorf, den er sich in Begleitung der Bundestagsabgeordneten Petra Pau (Die Linke) angeschaut hat. Auch der Ortstermin in Moers-Mattheck an der Seite des langjährigen SPD-Bundestagsabgeordneten Siegmund Ehrmann verdeutlicht Lilies Bedürfnis, tatsächlich

1 Schwerpunktthema 2015–2017, www.wirsindnachbarn-alle.de

2 www.diakonie.de/unerhoert

zu den Unerhörten vorzustoßen. Ich erwähne die die Politikerin und den Politiker als Türöffnende, weil die auch bei Lilie nicht unterdrückte Neigung, „der Politik“ Bürgerferne zu attestieren, an praktischen Beispielen widerlegt wird.

Nachdenklich stimmt Lilie das Beispiel Moers-Mattheck, einer ehemaligen Bergarbeitersiedlung, in der sich die Mieterstruktur in letzter Zeit durch Zuzug von Menschen sehr verändert habe, „die sich im sozialen Verhalten und besonders im Lärmverhalten nicht an die bisherigen Gepflogenheiten im Hause“ (91) gehalten hätten, wie es in gewundener Beschreibung des Mieterrats heißt, mit dem sich Lilie zum ausführlichen Gespräch traf. Es seien, berichtet ein Altmietler, nicht die Familien das Problem, sondern eher junge oder alleinstehende Männer, die jetzt hier wohnen. Der Mieterrat fühlt sich allein gelassen. „Ein Stadtteil könne nur begrenzt soziale Probleme kompensieren. Ergebnis: Partielle Entheimung in der Heimat. „Sie verlieren ihr Zuhause an Fremde mit fremden Verhaltensweisen und fühlen sich wehrlos ausgeliefert.“ (93) Wahlerfolge der AfD in diesem ursozialdemokratischen Quartier (13,45 Prozent Erststimmen, 14,1 Prozent Zweitstimmen bei der Bundestagswahl 2017) sind die Konsequenz. Erlebnisse dieser Art könnten den Diakonierpräsidenten zu seiner Buchwidmung veranlassen haben: „Für alle bürgerschaftlich Engagierten, die tagtäglich ihr Bestes geben. Ohne sie wäre unsere Gesellschaft für sehr viel weniger Menschen eine Heimat.“

Es ist ein Verdienst von Lilie, den Zusammenhang zwischen bürgerschaftlichem Engagement und Beheimatung zu verdeutlichen und auf die Gefahr der Entheimung mit seinem persönlichem Einsatz reagiert zu haben. Wer Gespräche vor Ort führt wie Lilie es tut, verhält sich beispielhaft. Denn solcher Zeiteinsatz geschieht gegen die Verplanung der Führung in den Apparaten; sie muss regelrecht abgetrotzt werden. Es wäre gut, wenn mehr Führungskräfte aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft diesem Beispiel folgten. Dabei gibt es die Gefahr, dass nur Belege für die vorgefassten Meinungen gesucht werden. Nicht so bei Lilie. Es ist das Verdienst des Buches, nicht davor zurück zu scheuen, die Konsequenzen aus den Gesprächen zu benennen, auch wenn sie keinen automatischen Beifall erzeugen.

Beispiel Integration: „Was scheitern muss, ist Multikulti ohne Moderation, ohne

verantwortliche und nachhaltige Begleitung, ohne interkulturelles Fingerspitzengefühl und Klarheit, ohne gemeinsame Vision und einen gemeinsamen Weg. Vielfalt in einer Gesellschaft muss bewusst mit langem Atem gestaltet werden.“ (135) Das ist die Beschreibung eines dritten Weges zwischen Resignation und aggressiver Abwehr einerseits und leichtfertigem Zumutungsoptimismus andererseits. Der Wert des Buches liegt genau hier.

Dr. Henning von Vieregge



Michael Klessmann: Ambivalenz und Glaube – Warum sich in der Gegenwart Glaubensgewissheit zu Glaubensambivalenz wandeln muss. W. Kohlhammer, Stuttgart 2018, 289 Seiten, 34 Euro. ISBN 978-3170344556.

Der besonders für seine poimenische Fachliteratur bekannte praktische Theologe Michael Klessmann deklariert in seinem neuesten Buch die althergebrachte Gewissheit des Glaubens als von der Geschichte überholt. Für die Gegenwart empfiehlt er alternativ „Glaubensambivalenz“, in die Glaubensgewissheit transformiert werden soll. Denn Glaube habe wesentlich mit Ambivalenz zu tun, die zu bejahen sei (9). Sie entstehe aus den Ambiguitäten des Lebens und sei weder zu leugnen noch mit Eindeutigkeitskonzepten zu übergehen. Er will ausdrücklich in der „Glaubensambivalenz [...] nicht länger einen Makel, ein Defizit, sondern eine Fähigkeit und eine Bereicherung, ja eine Notwendigkeit“ (10) erkennen. Diese Überzeugung mündet am Ende des Buches konsequenterweise in ein „Lob der Ambivalenz“ (Teil III, Kap.9).

Vor dem Hintergrund postmodernen Denkens sind Klessmann (in Gefolgschaft mit Z. Bauman) jegliche Holismen und Einheitskonzeptionen suspekt – was gerade in jüngster Zeit wieder populärer zu werden scheint. Man vergleiche etwa Th. Bauer, Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt, Reclam 2018. Hier wird – Klessmann nicht unähnlich – aus islamwissenschaftlicher Sicht Kritik an vereindeutigenden Konzeptionen vorgenommen und für Ambiguitätstoleranz geworben.

Kritisiert wird diese Stoßrichtung von Menschen, die an der traditionsreichen Idee der

Glaubensgewissheit aus unterschiedlichen theologischen Motiven heraus *mit Gewissheit* festhalten wollen, und sicherlich jenen Christenmenschen, denen die Ambivalenz im Fidualglauben schon immer ein „Dorn im Auge“ war. (Vergleiche u.a. H.-U. Keßler u. B. Nolte, Konfis auf Gottsuche. Praxismodelle für eine handlungsorientierte Konfirmandenarbeit, Gütersloh 2009: Auf S.29ff. fordern die Autoren ein ‚ambivalenzresistentes‘ (!) Vertrauen des Glaubens.)

Klessmanns Blick auf die Ambivalenz ist sprachlich angenehm unpräzise und grundsätzlich interdisziplinär. So kommen also noch vor einer theologisch herausgearbeiteten Bedeutung der Ambivalenz (der Teil II und III des Buches gewidmet sind) erhellende Erkenntnishorizonte aus der Perspektive der Psychologie (Teil I, Kap. 2), Soziologie (Kap. 3) und Anthropologie (Kap. 4) zu stehen. Der Erkenntnisgewinn scheint insgesamt immens: Das Leben von Menschen ist „in hohem Maß ambivalenzhaltig“ (135) – und das bilde sich auch in der (religiösen) Sprache ab. Als eine wichtige Konsequenz für das Zusammenleben von Menschen ergibt sich nach Klessmann, dass Paradoxien, Konflikte oder auch Spannungen „nicht einseitig aufgelöst, sondern immer nur mit ambivalenten Reaktionen beantwortet werden können“ (136). Es komme grundsätzlich darauf an, „die vielfältigen Ambiguitäten, Konflikte und Widersprüche in den Beziehungen zu sich selbst, zu anderen, zur Umwelt und zur Transzendenz wahrzunehmen, sie auszuhalten und spielerisch mit ihnen umzugehen.“ (86f.)

Man möge die Ambivalenz also nicht verdrängen, sondern bewusst „gestalten“ (106). Schon die „Ambivalenzwahrnehmung“ setze „Ich-Stärke“ voraus und fördere diese auch (vgl. 107). Erstrebenswerter Zielpunkt der Überlegungen zum Umgang mit Ambivalenz ist Klessmann zufolge „die Bereitschaft und Fähigkeit, eigenständige Positionen zu entwickeln und zu vertreten“ (107), sodass im Ergebnis die „Wahrnehmung von Ambivalenzen [...] zur Quelle mentaler und emotionaler Beweglichkeit und Freiheit werden [kann].“ „Je häufiger also jemand seine Ambivalenzen wahrnimmt, aushält und erkundet, desto mehr wächst die innere Beweglichkeit, die Spannungstoleranz, die Fähigkeit, gründlich und kritisch abzuwägen und die Komplexität der Dinge und Beziehungen als Chance für die Buntheit und Kreativität des Lebens wert zu schätzen.“ (109).

Welche besondere Bedeutung der Ambivalenz im *Glaubensleben* zukommt, bearbeitet Klessmann differenziert mit theologischen Überlegungen im Teil II (Kap. 5–8) des Buches: Aus der Entwicklungspsychologie (Kap. 5) kann Klessmann entnehmen, dass Glaube nichts Statisches sei, weswegen Ambivalenzen dazugehörten. Seine Betrachtungen des Feldes der Hermeneutik führen hin zur Entdeckung einer prinzipiellen Vielfalt an Deutungsmöglichkeiten (155ff.), was die Realität von Ambiguitäten sichtbar macht und zu Ambivalenzen führen kann. Die Beleuchtung der Glaubensinhalte (Kap. 8) führt zu dem Appell, dass den Ambivalenzen im Reden von Gott mehr Raum zu geben sei. Gegen unzulässige, vereindeutigende Festlegungen kann Klessmann etwa die berühmte reformatorische Formel „*simul iustus et peccator*“ anführen. Überhaupt plädiert Klessmann für mehr Mut im Umgang mit Gottesvorstellungen und Gottesbildern. Widersprüchliches und Vieldeutigkeiten bereicherten menschliches Reden von Gott (vgl. 250) – davon ist Klessmann überzeugt. Es ist eine Botschaft, die sich vor allem an die Adresse derjenigen unter den Dogmatiker*innen richtet, die vernünftige Sätze mit Universalisierbarkeitsanspruch formulieren, d.h. Sätze, „die für alle Christen mehr oder weniger zutreffend sein sollen, weil sie aus der Bibel und den reformatorischen Bekenntnissen abgeleitet sind.“ (249f.)

In Teil III behandelt Klessmann schließlich noch die produktiv-bereichernde Rolle der Ambivalenz des Glaubens im *kirchlichen Alltagsleben*. Speziell dieses Kapitel überzeugt durch große Praxisnähe, die durch eine Reflexion auf Konkrete in Gottesdienst (Liturgie und Predigt), Seelsorge, Kasualien und Religionsunterricht gelingt.

Dennoch hinterlässt dieses Buch ambivalente Gefühle: *Einerseits* wirkt dieses Buch in seinem begeisternden Werben für die Ambivalenz zeitgemäß und bisweilen überfällig. Denn es erkennt und anerkennt die gegenwärtige Situation glaubender Christinnen und Christen. Glaube tritt heutzutage (zumindest in unseren Breiten) mehr und mehr individualisiert und polyphon in Erscheinung. Plural sind die Formen, wie geglaubt wird – und das verstärkt in Unabhängigkeit von kirchlichen Autoritäten, die Verkündigung betreiben. Die ‚religiöse Autonomie‘ unserer Tage wird von Klessmann zu Recht in ihrer prinzipiellen Legitimität wertgeschätzt und dezidiert

auch als Kennzeichen des Protestantismus gewürdigt (257). Klessmanns Akzeptanz sämtlicher Uneindeutigkeiten all derjenigen Erfahrungen, die ein Glaubensleben haben mag, wirken *einerseits* offen, aufrichtig und sympathisch. Ein Effekt der Lektüre kann also durchaus ein Gefühl der Erleichterung sein. Denn es nimmt den einzelnen Christ*innen den Druck, mehr oder wenige feste Gewissheiten erleben zu wollen und zu müssen. Das Buch ist mutig im Hinblick auf die Destruktion der altherwürdigen Gewissheit, die zu haben oder wenigstens zu erstreben dem Glauben schon sehr lange nachgesagt wird.

Andererseits evokiert das Buch kritische Anfragen. Ambivalenzen zu akzeptieren und hinzunehmen als Realitäten im Glaubensleben ist das eine. Für sie euphorisch zu plädieren, wie es bei Klessmann geschieht, ist das andere. Wer Klessmanns Studie liest, kann sich kaum des Eindruckes erwehren, als handle es sich bei Ambivalenzen um Werte an sich. Sie werden nicht als Problem (der Erkenntnis) verstanden, sondern als Chance interpretiert, „um den kreativen Reichtum des Glaubens und seiner Inhalte immer wieder neu zu entdecken und zu erkunden.“ (250)

Wissenschaftstheoretische Anfragen scheinen hier berechtigt: Wenn die Wirklichkeit wie bei Klessmann im Sinne des Konstruktivismus

nicht als außer-sprachliche, zu erforschende Größe gedacht wird (133), stellt sich die Frage, was es dann überhaupt an den zu Tage tretenden Ambivalenzen zu „explorieren“ gibt, wie Klessmann vorzugsweise sagt. Anders ausgedrückt: Setzt nicht jedes Entdecken- und Erkundenwollen einen (wie auch immer getarteten) erkenntnistheoretischen Realismus voraus, den abzulehnen Klessmann aber aufgrund seiner Loyalität zu postmodernem Denken gerne bereit ist?

Es mag abschließend die Frage unbeantwortet bleiben, ob sich – wie der Untertitel des Buches es suggeriert – Glaubensgewissheit tatsächlich (immer? ausnahmslos?) in Glaubensambivalenz wandeln muss, oder ob nicht gerade das „Lob der Ambivalenz“ ein Mehr an Zurückhaltung erfordern müsste, was die Relevanz und die Bedeutung von Gewissheitserfahrungen im Glaubensleben des Einzelnen betrifft. Dass nicht nur in Bezug auf die Gewissheitsfrage ambivalente Haltungen möglich sind, dürfte jedenfalls voraussetzen sein – und zwar gerade wegen der von Klessmann herausgearbeiteten Erkenntnis, dass die Ambivalenz in ihrer Wirkungsgeschichte auch ambivalente Haltungen *ihr selbst gegenüber* hervorgerufen hat. Das sollte zu denken geben.

Dr. Thorsten A. Leppek

NACHRUF

Gott ist unsre Zuversicht und Stärke. Psalm 46,2

Der Vorstand des Pfarrerinnen- und Pfarrervereins in der EKHN trauert um sein langjähriges Vorstandsmitglied

Pfarrer und Dekan i.R. Otto Kammer

geboren am 5. November 1927, gestorben am 27. Mai 2019

Durch seinen großen Einsatz als Schriftleiter hat Otto Kammer das Hessische Pfarrblatt viele Jahre geprägt. Sein theologisches und kirchenpolitisches Urteilsvermögen hat unserer Vereinspublikation einen guten Ruf und große Aufmerksamkeit bei den Kolleginnen und Kollegen eingebacht. Mit Dank denken wir an die große Leistung von Otto Kammer für unseren Verein.

Otto Kammer studierte in Marburg, Heidelberg und Dayton/Ohio. Nach dem Vikariat wurde er am 10. August 1952 ordiniert. Er war Pfarrer in Frankfurt am Main – Unterliederbach und in der Wormser Magnusgemeinde, sowie vor seinem Ruhestand Dekan des Evangelischen Dekanates Worms. Von 1976 bis 1984 war er Schriftleiter des Hessischen Pfarrblatts.

Pfarrer Martin Zentgraf

Zum Zwischenruf „Hat Gott Sommerferien...?“ von Helmut Klenk, HPB 2019/4, S.108:

Sehr geehrter Herr Klenk, ich verstehe Ihren Unmut. Seit Jahren werden in Rüsselheim in den Sommerferien jeweils nur zwei Gottesdienste gehalten. Menschen, die sonst regelmäßig den Gottesdienst besuchen, denen ein weiter Weg aber nicht zumutbar ist, vor allem alte Menschen, sitzen nun alleine zu Hause, während andere Gottesdienst feiern. Den jungen Leuten macht das nichts aus. Ich finde das nicht in Ordnung. Trotz Sommerkirche sollte man für die Daheimgebliebenen vor Ort ein Angebot machen. Pfarrer*innen sieht man als Gottesdienstbesucher der Sommerkirche kaum. Sie haben ja frei. Weiterhin findet seit Jahren in der Hauptkirche an Marktplatz und Rathaus in Rüsselsheim nur jeden zweiten Sonntag Gottesdienst statt, weil der zuständige Pfarrer neben der Stadtkirche noch eine zweite Predigtstätte in der Matthäuskirche versorgt. Er predigt einmal hier und einmal dort. Die Glocken in der Innenstadt läuten, obwohl kein Gottesdienst stattfindet. Wie die Freikirchen und die Muslime das sehen, ist wohl klar.

Pfr. i.R. Ullrich Biedert, Rüsselsheim

Lieber Herr Klenk, mit Verständnis für Ihre Frage habe ich Ihren Zwischenruf gelesen, sehe aber, dass Sie dort im Großstadtnorden in fast paradiesischen Verhältnissen wohnen, wenn Sie, außerhalb der Schulferien allwöchentlich einen Gottesdienst in ihrer Wohngemeinde aufsuchen können. Im Taunus, in meiner Vogelsberger Heimat und erst recht in der Oldenburgischen Kirche, wo ich jetzt lebe, geht das schon lange nicht mehr. Vierzehntägige Gottesdienste sind an der Tagesordnung, oft noch weniger, obwohl sonntäglich mehrere Gottesdienste von den Pfarrpersonen gehalten werden.

Eine Ursache ist der starke Rückgang der Zahl der aktiven Pfarrpersonen. Ein anderer Grund ist der veränderte Stellenwert des Sonntagsgottesdienstes. Vor 50 Jahren haben wir gelernt, der Gottesdienst sei die Gemeindeveranstaltung „Sammlung und Sendung“, aber bereits unsere Generation hat diese Auffassung in Zweifel gezogen. Jens Martin Lohse und Karl Wilhelm Dahm haben gezeigt, dass

der Sonntagsgottesdienst vielleicht noch einige Menschen sammeln mag – wen aber auch senden und wohin? Lohse schrieb von „individueller Erbauung und Bestätigung“ der Besucher*innen. Für die Konfirmand*innen gilt das natürlich nicht, für die wenigen anderen Besuchenden gilt das angesichts der Altersstruktur umso mehr. Da wird niemand im Sinne des Taufbefehls gesendet.

Manche Geistliche, die Gemeindepfarrstellen innehaben, stellen sich die Frage, ob es verantwortlich ist, den hohen Aufwand an Vorbereitungszeit für diese kleine Gruppe Woche für Woche zu erbringen und deshalb wirkungsintensivere Aufgaben zu vernachlässigen. Dazu kommt, dass die Kommunikationsform mit „Zeremonienmeister und Konsumentinnen“, die außer dem Sprechen gewohnter Formeln und dem Singen von Liedern mit oft vorgestrigen Texten fast sprachlos zu sein haben, keine anstoßende und aussendende Wirkung haben können.

Diese Analyse ist provokant, aber ich bin damit nicht alleine. Der Oldenburger Jugendpfarrer Evers beispielsweise konstatiert, *„dass Kirchengemeinde und Lebenswelt biografisch, geografisch, gedanklich und emotional immer weiter auseinanderdriften. Mit unseren Gottesdiensten erreichen wir kaum noch jemanden. Mit den klassischen Gemeindeveranstaltungen auch nicht viel mehr als die Kerngemeinde. Außenstehende werden durch Bastel-, Senioren- oder Singkreise und ähnliches kaum angesprochen. Und wer sich ernsthaft auf die Suche nach genuin theologischen Angeboten macht, wird nur allzu oft enttäuscht.“* (HPB 2019/3, S.53) Was da hilft, sind zum Einen die zeitaufwändigen Hausbesuche, zu denen viele Geistliche vor lauter Gemeindegängen, Sitzungen und Verwaltungsaufgaben kaum noch kommen, und die Teilnahme an möglichst vielen Veranstaltungen in Dorf oder Stadtviertel, die man „Sozialdiakonie“ nennt. Geistliche, die den Leuten bekannt sind, werden gefragt, angehört und haben Einfluss auf das Denken und Tun. Vor knapp 60 Jahren gab es im Frankfurter Rotlichtviertel einen Gemeindepfarrer, der abends durch die Straßen in Bahnhofsnähe schlenderte und die Menschen ansprach. Viele der Szene kannten und vertrauten ihm.

Solche Gedanken haben mich veranlasst, dass ich als Schulpfarrer weit mehr

Wirkungsmöglichkeiten im Sinne Bewusstseinsbildung gefunden habe als zuvor in den Gemeinden, und zudem meine Frau und mich in die Pflicht genommen, unseren Mitmenschen ein Beispiel tätiger Liebe zu bieten. Das ist die schwerste, aber auch wichtigste Aufgabe einer Pfarrfamilie.

Pfr.i.R. Gerhard Roos, Stadland

Zu den Artikeln „Kirche im Überlebensmodus“ von Matthias Fischer und „Vergesst die Parochie – um der Kirche willen!“ von Sven Evers im HPB 3/2019, S.51–54 sowie Paul Shindhe, S.69–75:

Die Studie der EKD „Kirche im Umbruch – Zwischen demografischem Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit“ sieht eine gewaltige Welle der Veränderung auf die Kirche zukommen: Bis 2060 halbiert sich voraussichtlich die Zahl ihrer Mitglieder. Im HPB 3/2019 gab es zur Thematik zwei interessante Artikel, die das „Weiter so“ kirchlicher Arbeit beklagen. M. Fischer kritisiert, dass die evangelische Kirche ihre Energie darauf verwende, nicht in die Bedeutungslosigkeit zu schrumpfen. Strukturreformen aus dem „Überlebensmodus“, wie er es nennt, beschädigen den Pfarrberuf und laugen Kolleg*innen aus: Ein Mehr an Arbeit schafft noch keine Lösung.

Offenbar ist das nicht nur ein evangelisches Problem; auch Wunibald Müller, Leiter des katholischen Recollectio-Hauses für ausgebrannte Priester, konstatiert in seinem Buch „Der Letzte macht das Licht aus?“¹, dass in immer schnellerer Folge die Leitungen in den Diözesen neue Planungen vorlegen, wie die Erosion der Kirche gestoppt werden könne. Gleichzeitig gehe alles weiter wie gehabt, als gäbe es keine Krise.² Er stellt fest, dass viele „...die Erfahrung machen, dass so langsam die Lichter ausgehen, das Interesse an Gott, an Kirche, an ihrer Arbeit gegen null geht... Sie haben... längst die Hoffnung aufgegeben, dass die Saat, die sie gesät haben, einmal aufgeht.“³ „Viele dieser Seelsorger stehen... als ‚Verfügungsmasse‘ einer Kirche bereit, die mehr an ihrer Vergangenheit arbeitet als an ihrer Zukunft. Sie tun ihren Dienst... Sie bedienen äußerlich die Tradition, die

Erwartungen derer, die sich der Tradition verpflichtet fühlen, innerlich aber ziehen sie sich immer mehr zurück.“⁴

Lustlos weiter „unser Ding“ machen ist keine Lösung. Ebenso erteilt Müller aber auch dem Aktionismus eine Absage – und fordert eine „Zeit des Innehaltens – eine Brachzeit, die wir brauchen, um wieder fruchtbar zu werden“.⁵ Diese Brache ist nötig, um sich von Vertrautem zu verabschieden, das nicht mehr trägt, um den Boden zu bereiten für neue Ideen und für neue Energie, um mit dem Frust fertig zu werden. Wo das geschieht, kann die Krise als Chance gesehen werden, können radikale Konsequenzen gezogen werden, damit wirklich Neues entstehen kann. Dabei sei Luthers Ausspruch zu beherzigen: „Ist’s Gottes Werk, bleibt es besteh’n, ist’s Menschenwerk, wird es vergeh’n.“⁶

Schon im Studium wurde die Frage gestellt: Was ist denn das Proprium der Kirche? Die Antworten waren bei den „progressiven“ Dozenten und Kommilitoninnen eher gesellschaftspolitisch: Sie hatten mit Gerechtigkeit und Frieden zu tun. Die Antworten von eher „fromm“ denkenden Mitstudierenden, etwa der Studentenmission in Deutschland, lauteten schlicht: Die Botschaft weitersagen. Die Antworten im Gemeindealltag sind seitdem verwaschener geworden.

Darauf macht der Artikel des indischen Pfarrers Paul Shindhe⁷ aufmerksam, der acht Jahre in der EKKW gearbeitet hat. Müller und Shindhe sind sich einig, dass in unserer Kirche in Deutschland die zentrale Frage nach Gott

4 a.a.O. S.18

5 a.a.O. S.20f.

6 a.a.O. S. 23

7 HPB 3/2019, S.71: „Auf meinem Glaubensweg in Deutschland, obwohl ich eure Liebe, Betreuung, Unterstützung, Freundschaft erlebt habe, habe ich auch die leeren Bänke im Gottesdienst, das Fehlen der jüngeren Menschen auf dem Glaubensweg erlebt und die Themen wie Fusionierung und Kooperationsraum und der Mangel der Studentinnen und Studenten der Theologie. Das heißt: Deutschland braucht Mission. Ihr braucht Glaubensbegleiterinnen und -begleiter, die mit euch auf dem Glaubensweg gehen können.“

S. 74: „In Deutschland gibt es eher kurze Gottesdienste von höchstens 45 Minuten. Der Hauptteil des Gottesdienstes besteht daraus, dass es um Gerechtigkeit für die Völker geht, die in Not geraten sind, sei es durch Krieg, Hungersnot und Naturkatastrophen. Aber Glauben ist nicht mehr das Hauptthema des Lebens.“

Der Abstand zwischen der Gemeinde und dem Pfarrer ist groß. Die Gemeindearbeit wird zurückgestellt. Durch den großen Aufwand an Büroarbeit, Konferenzen und Sitzungen kommen die Hausbesuche und der Kontakt zu den Menschen in der Gemeinde zu kurz. Das eigentliche Hauptthema der Kirche in Deutschland sind Fusionen, Kooperationsräume et cetera.“

1 Wunibald Müller: „Der Letzte macht das Licht aus? Lust auf Morgen in der Kirche – eine Ermutigung“. Echterverlag, Würzburg 2017.

2 a.a.O. S.16

3 a.a.O. S.17

und nach dem Glauben nicht mehr (Haupt-)Thema ist. Zwar verschwindet damit Gott nicht, aber die Frage verdunstet zunehmend zugunsten einer Selbstbeschäftigung, in der sich die Organisation Kirche sich selbst genug ist. „Könnte es sein, dass uns in der Kirche oft ein Licht ...vorgegaukelt wird, das in Wirklichkeit gar nicht leuchtet?“⁸

Meine Lehrerin Dorothee Sölle hat in einer Vorlesungsreihe in Argentinien 1979 gesagt: „Ich spreche zu Ihnen als Bürger der ersten Welt, und das eigentliche Exil der Christen in der ersten Welt besteht darin, dass wir es ertragen gelernt haben.“⁹ Wir haben uns dem „Ägyptischen Lebensstil“ angepasst und grundlegende Vorstellungen übernommen, wie „die Annahme, dass der Individualismus die höchste Stufe der menschlichen Entwicklung darstellt oder die Annahme, dass die Geschichte aus einem sinnlosen Auf und Ab besteht, mal ist die eine Gruppe an der Spitze, ... mal die andere ... Wir halten die Länder, die sich noch nicht vollständig an den kapitalistischen Lebensstil und sein Wertesystem angepasst haben, für ‚noch nicht‘ so fortgeschritten. Wir versuchen mit allen Mitteln, diesen historischen Kontext unseres Lebens nicht ernst zu nehmen. Lieber ontologisieren wir Ägypten und sagen, dass die Dinge, die wir nicht schön finden in unseren Ländern, der für immer gegebenen sündigen Natur der Menschen entsprechen. Einige sehr spezifische und durchaus historisch gewordene menschliche Eigenschaften wie Konkurrenzsucht, Neid und Besitzwunsch erklären wir für natürlich.“¹⁰

Für Sölle war klar, wenn man mitteilen will, was christlicher Glaube bedeutet, muss man sich in den eigenen Kontext versenken und danach suchen, was hier die befreiende Botschaft Christi bedeutet. Denn Kontextualität sei das hermeneutische Prinzip der Bibel.

Anders als in Lateinamerika, Afrika oder Asien ist für die meisten Menschen in Deutschland (und Europa) die Sprache des Glaubens inzwischen eine unverständliche Fremdsprache geworden. Kaum jemand ist noch in der Lage, sein Alltagsleben in religiösen Begriffen zu beschreiben. Da nützt es nichts, dass Kirche und Gemeinden weiterhin in gewohnter Weise einladen und Strukturen aufrechterhalten, die vielfach nur einen Ausschnitt der Kerngemeinde erreichen.

⁸ Müller a.a.O. S.25

⁹ Dorothee Sölle: „Wählt das Leben“, Stuttgart 1980, S. 7.

¹⁰ Sölle a.a.O. S.8

Ich bin mir bewusst, dass sich viele Kollegen allergrößte Mühe geben, darüber hinaus Menschen anzusprechen, und möchte ich meine Darlegung nicht als Kollegenschelte verstanden wissen. Aber ich denke, es ist allerhöchste Eisenbahn umzusteuern. Das wird schwierig, denn wie die Klimapolitik zeigt, neigen wir nicht dazu, Dinge aufzugeben, solange die Gefahr nicht über uns hereinbricht. Gewiss, es wird gegen gesteuert, es gibt viele gute Ideen, die in einzelnen Gemeinden ausprobiert werden; aber reicht das? Sind nicht ganz grundlegende Dinge verloren gegangen?

Erwarten wir noch etwas von unserem Glauben? Oder ist es vielleicht wie das Pfeifen im Walde, wenn wir nicht weiterwissen? Beatrice von Weizsäcker, Mitglied im Präsidium des Kirchentages, hat über ihren Glauben und ihre Zweifel ein sehr persönliches Buch geschrieben.¹¹ Nach dem Tod ihres Bruders fühlte sie sich herausgefordert zu klären, was die Grundlagen ihres Glaubens sind, wie weit die Antworten tragen, und was, wenn es Gott nicht gibt...¹² Sie macht in ihren Ausführungen deutlich, dass es um Sprachfähigkeit des Glaubens geht, nicht von Pfarrer*innen, sondern aller Christ*innen, nicht nur im Gottesdienst oder Gemeindegottesdienst, sondern im Alltag.

Woher soll die Veränderung kommen? Darauf versucht der italienische Historiker und Gründer der geistlichen Gemeinschaft Sant Egidio in Rom, Andrea Riccardi, eine Antwort und zitiert dazu den damaligen Bischof von Buenos Aires Jorge Mario Bergoglio, den heutigen Papst Franziskus: Die Kirche „ist aufgerufen, aus sich selbst herauszugehen und an die Ränder zu gehen. Nicht nur an die geographischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends.“¹³ Das heißt, die Kirche muss aufhören, um sich selbst zu kreisen und sich denen anschließen, die er als geographische und existenzielle Randzonen der Gesellschaft bezeichnet. Für Franziskus und Riccardi sind die Peripherien ein privilegierter Ort christlicher Präsenz.¹⁴ Die Armen und an den Rand Gedrängten sind die

¹¹ Beatrice von Weizsäcker: „Ist da Jemand? Gott und meine Zweifel“, München 2014

¹² a.a.O. S.12

¹³ Andrea Riccardi: „Die Peripherie – Ort der Krise und des Aufbruchs für die Kirche“, Würzburg 2017. S. 7.

¹⁴ a.a.O.S.10

vorrangigen Ansprechpartner*innen der Kirche. Dabei geht es für Riccardi nicht um eine „Bevorzugung aus Nächstenliebe, sondern um eine vorsätzliche historisch-geographische Option, deren Wurzeln weit in die Geschichte des Christentums zurückreichen“. Für ihn ist es eine Illusion zu glauben, alles Wichtige passe im „Zentrum“, vielmehr sieht er mit Franziskus, dass sich heute vieles in den Peripherien abspielt und nicht wahrgenommen wird. Diese marginalisierten Welten müssen wieder Eingang in den Kern der Geschichte und der Kirche finden.¹⁵

Ich denke es ist kein Zufall, dass die Kirchen inzwischen vor allem im globalen Süden stark sind, während sie in den hoch entwickelten Ländern des Nordens schwächeln. Wie ich aus eigener Partnerschaftsarbeit mit der Diözese Amritsar in Indien weiß, ist die Kirche des Südens – egal ob katholisch, protestantisch oder pfingstlich – zutiefst mit den Armen verbunden. Der amerikanische Religionshistoriker Philip Jenkins¹⁶ spricht von einer „dritten Kirche“, die immer mehr das Gesicht des Südens annähme und bemerkt, dass „das Christentum sich in überraschender Weise unter den Armen und Verfolgten ausbreitet, während es unter den Reichen und Wohlhabenden schrumpft“.

Warum ist das so? Kurz gesagt, weil auch die Botschaft Jesu – wie er selbst – aus der Peripherie stammt, am Rande des römischen Reiches und Israels, aus Galiläa, einem am Rande gelegenen Ort. Im Evangelium wird die Peripherie zum Zentrum, zum Land der Menschen am Rand, der Verlassenen, die Gott nicht vergessen hat. Sie stellen Jesus und seine Jünger*innen in den Mittelpunkt ihres Handelns¹⁷.

¹⁵ a.a.O.S. 11

¹⁶ a.a.O. S.22

¹⁷ a.a.O.S.50

Im 21. Jahrhundert drängen diese Menschen aus den Peripherien ins „Zentrum“. Immer mehr Menschen leben in städtischen Ballungsgebieten. Neue Siedlungsringe legen sich um die alten Stadtzentren, zugleich werden immer mehr Menschen global mobil auf der Flucht vor Gewalt, Armut und Klimaschäden. Für Riccardi ist klar, dass Pfarramt und Gemeinde dieser Situation mit ihren traditionellen Funktionen nicht mehr gerecht werden. Es gilt „einer Charismatik und einer Vielzahl von Formen christlichen Lebens Raum zu geben, ohne den Anspruch zu erheben, alles zu programmieren und zu leiten“.¹⁸ Diese Veränderung können die Pfarrerrinnen und Priester nicht allein schaffen, sondern „es muss ein Volk entstehen, das in seiner ganzen Komplexität und mit wachem Interesse fähig ist, das Evangelium weiter zu geben, es in den Peripherien der Stadt zu leben, verschiedene christliche Lebensformen auszubilden und sich bei all dem als Angehörige der einen großen Familie der Kirche zu verstehen.“¹⁹

Als Evangelische legen wir ja meist auf unsere Individualität – auch im Glauben – großen Wert, aber wir stehen vor dramatischen Veränderungen. Da könnte der Blick über den Zaun zu den wachsenden lebendigen Kirchen der Peripherien hilfreich sein, um die Gemeinschaft der „Heiligen“ neu in den Blick zu nehmen. Dazu ermutigen uns auch Partner wie Paul Shindhe.

Pfr. i.R. Konrad Schulz

¹⁸ a.a.O. S.159

¹⁹ a.a.O S.160

„Broccoli wäre super!“ – Predigtthema auf Ebay versteigert

Renardo Schlegelmilch interviewt Pastor Jonas Goebel

Der Hamburger Pastor Jonas Goebel versteigert das Thema seiner Predigt am 29.9.2019 auf Ebay. Wer am meisten bietet, darf ein Thema vorgeben. Über Chancen und Grenzen dieser Aktion sprach Renardo Schlegelmilch mit dem Pfarrer der Auferstehungsgemeinde in Hamburg-Lohbrügge. Das hier stark gekürzte Interview ist am 8.8.2019 im Kölner Domradio (www.domradio.de) gesendet worden.

Wie funktioniert das Ganze?

Goebel: Ab heute 18 Uhr ist die Auktion live. Für zehn Tage kann man bieten und wer am Ende am meisten geboten hat, darf mir entweder ein Thema oder eine Bibelstelle vorschreiben, über das ich im Gottesdienst Ende September predige.

Da kann ja alles vorgeschlagen werden: von Jesu Tod am Kreuz über Müllabfuhr und Broccoli bis hin zu den Bundestagswahlen.

Darauf baue ich auch, dass da etwas Herausforderndes kommt und nichts, wo ich mir denke: Ach, guck mal, da habe ich schon etwas in der Schublade. Ich habe auch die Hoffnung, dass es wirklich etwas ist, was mich herausfordert und in der Vorbereitung ein bisschen triggert.

Was denken Sie denn, was etwas Herausforderndes wäre?

Im besten Fall ist es so herausfordernd, dass ich es mir vorher gar nicht vorstellen konnte. Je ungewöhnlicher es ist, desto besser. Deswegen hoffe ich eher auf keine biblische Geschichte oder keinen biblischen Text. Da ist die Wahrscheinlichkeit natürlich höher, dass ich oder jemand anderes schon einmal etwas dazu gemacht hat. Broccoli wäre super, würde ich sagen.

Das Ganze ist eine größere Aktion. In jedem Monat, der fünf Sonntage gibt, versehen Sie den fünften Sonntag mit einer ungewöhnlichen Aktion. Sie haben zum Beispiel auch schon einen Gottesdienst ohne Musik gemacht. Was haben Sie da sonst im Programm?

Viel haben wir da noch nicht gemacht, weil die Idee relativ neu ist, jeden fünften Sonntag ein Experiment zu machen – zumindest etwas, das wir hier noch nicht gemacht haben. Es kann ja gut sein, dass andere das schon seit

Jahren machen. Die erste Idee ist jetzt eben, ein Predigtthema zu versteigern. Wie der Rest des Gottesdienstes aussieht, weiß ich noch gar nicht.

Es heißt ja eBay-Gottesdienst. Bislang steht nur der Plan für die Predigt. Den Rest werde ich auch ein bisschen davon abhängig machen, was dann dort als Thema kommt. Auf jeden Fall soll es besonders sein. Etwas, bei dem man nachher sagt: „Okay, haben wir jetzt einmal gemacht, müssen wir auch nicht wieder machen.“ Oder vielleicht sagt man auch: „Ach, guck mal, das war ja wirklich spannend. Vielleicht können wir Teile davon übernehmen oder häufiger feiern.“

Hätten Sie denn auch ein Tabuthema, über das Sie nicht reden würden?

Ja, ich habe mir vorbehalten, dass ich alles ablehne, was menschenverachtend ist. Das Geld überweisen wir dann natürlich zurück. Natürlich könnte man aus allem auch noch etwas machen – auch wenn jemand ein Thema vorschlägt, von dem ich denke, dass es eigentlich nun wirklich nicht in den Gottesdienst passt. Das wäre vielleicht gerade ein Grund, darüber zu predigen. Dann würde ich zumindest den Titel so anpassen, dass ich auch damit werben kann. Ich kann jetzt keinen Titel in den Gemeindebrief setzen, bei dem ich mir denke: Hoppala. Eigentlich geht erst einmal alles, weil ich mir ja auch nicht den Inhalt vorschreiben lasse, sondern nur das Thema. Was ich dann darüber sage, liegt ja wieder ganz bei mir.

Was passiert denn mit dem Geld, das dabei zusammenkommt?

Das geht ausnahmsweise nicht an den Pastor und seinen Privathaushalt. [lacht] Es geht in diesem besonderen Fall in die Kollekte. Wir sammeln am Ende des Gottesdienstes Geld für verschiedene soziale oder kirchliche Einrichtungen und da geht der Erlös dann mit hinein.

Kurz vor Andruck erreichte die Redaktion die Nachricht, dass das ersteigerte Thema „Mit einer 4 minus kommt man auch in den Himmel“ hieß. 43 Bietende hatten sich beteiligt. Der anonyme Hauptbieter bot 205 Euro und erhöhte von sich aus auf 250 Euro. Er ist kein Hamburger, sondern lebt in Baden-Württemberg. (M.F.)

VERARBEITUNG UND NUTZUNG VON DATEN GEMÄSS DER EUROPÄISCHEN DATENSCHUTZGRUNDVERORDNUNG VOM 27.4.2016

Teil 1: Allgemeine Information über die Verwendung und elektronische Verarbeitung von Mitgliederdaten durch den Pfarrerrinnen- und Pfarrerverein in der EKHN e. V. und den Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e. V.

Als verantwortliche Stellen verarbeiten der Pfarrerrinnen- und Pfarrerverein in der EKHN e. V. und der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e. V. die in der jeweiligen Beitrittserklärung erhobenen personenbezogenen Daten wie Name, Vorname, Dienstbezeichnung, Geburtsdatum, Familienstand, Anschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse und Bankverbindung zum Zwecke der Mitgliederverwaltung, des Beitragseinzuges und der Übermittlung von Informationen und der Erfüllung der satzungsgemäßen Aufgaben, Zwecke und Leistungen durch die beiden o. g. Pfarrvereine. Die Datenverarbeitung erfolgt aufgrund § 6 Nr. 3 Datenschutzgesetz der Evangelischen Kirche in Deutschland (DSG-EKD).

Im Zusammenhang mit der Berechnung und Gewährung von Leistungen des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck und des Solidarfonds des Pfarrerrinnen- und Pfarrervereins in der EKHN, werden auch Daten von Angehörigen (Ehepartner*innen, Witwen und Witwern, Kindern, Halbweisen und Waisen) erfasst und verarbeitet. Die Datenverarbeitung erfolgt aufgrund § 6 Nr. 5 Datenschutzgesetz der Evangelischen Kirche in Deutschland (DSG-EKD).

Für die Übermittlung von vereinsbezogenen Mitgliederinformationen (z. B. Hessisches Pfarrblatt, Pfarramtskalender, Einladung zu Pfarrtagen) ist eine Weitergabe des Namens und der Anschrift an die verarbeitenden Stellen (Adressverwaltungen und Druckereien) notwendig. Eine Weitergabe des Namens und der Anschrift an die verarbeitenden Stellen ist auch notwendig für die Zusendung des Deutschen Pfarrerrblatts, das die Mitglieder der Vereine vom Verband Ev. Pfarrerrinnen und Pfarrerr in Deutschland e. V. erhalten. Die Datenverarbeitung erfolgt aufgrund § 6 Nr. 4 Datenschutzgesetz der Evangelischen Kirche in Deutschland (DSG-EKD).

Kontaktinformationen der verantwortlichen Person:

Pfarrerrinnen- und Pfarrerverein in der EKHN e. V.,

der Vorsitzende Dr. Martin Zentgraf Melsunger Str. 8a, 60389 Frankfurt am Main
bzw.

Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e. V.,

der Vorsitzende Frank Illgen Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel

Teil 2: Einverständniserklärung über die Veröffentlichung der unten aufgeführten personenbezogenen Daten (Jubiläen) im Hessischen Pfarrblatt

Unabhängig von der im Teil 1 dargestellten Datenverarbeitung, die für unsere Vereinsarbeit unverzichtbar ist, haben Sie die freie Wahl zu entscheiden, ob persönliche Nachrichten (Daten) von Ihnen im Hessischen Pfarrblatt abgedruckt werden sollen/können. Wenn Sie dem zustimmen, kreuzen Sie bitte die untenstehende Zustimmungserklärung an, unterschreiben und schicken Sie Ihre unterschriebene Zustimmung an die Geschäftsstelle Ihres Pfarrvereins in Frankfurt oder Kassel (Anschriften s. unten).

Ich/Wir _____

(bitte Name und Anschrift eintragen)

stimme(n) zu, dass der Pfarrfrauen- und Pfarrerverein in der EKHN e. V. bzw. der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e. V. folgende Daten unter „Persönliche Nachrichten“ des Hessischen Pfarrblatts veröffentlichen darf:

- Geburtstag (60, 65, 70, 75, 80, 85 und ab 86. jährlich)
- Ordinationsjubiläum (25, 40, 50, 60, 65 und ab 66. jährlich)
- Sterbedatum

Nur Pfarrverein Kurhessen-Waldeck:

- Geburtstage von Pfarrfrauen und -männern (70, 75, 80, 85 und ab 86. jährlich)
- Geburtstage von Pfarrwitwen und -witwern (70, 75, 80, 85 und ab 86 jährlich)
- Sterbedatum

Ort, Datum Unterschrift(en)

Rücksendungen bitte an Ihren Pfarrverein:

Pfarrfrauen- und Pfarrerverein in der EKHN e. V.,

Melsunger Str. 8a, 60389 Frankfurt am Main

bzw.

Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e. V.,

Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel

Sie können darüber hinaus jederzeit ohne Angabe von Gründen von Ihrem Widerspruchsrecht Gebrauch

machen und die erteilte Einverständniserklärung mit Wirkung für die Zukunft gänzlich widerrufen. Wenn Sie mit der Veröffentlichung Ihrer Daten nicht einverstanden sind, richten Sie Ihren Widerspruch bitte schriftlich an:

Pfarrfrauen- und Pfarrerverein in der EKHN e. V.,

Melsunger Str. 8a, 60389 Frankfurt am Main

bzw.

Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e. V.,

Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel

Editorial	118
KIRCHE IM UMBRUCH I	
Gruppen pflegen: Warum Kirchengemeinden wichtig bleiben <i>Interview mit Gerhard Wegner</i>	119
KIRCHE IM UMBRUCH II	
Eine Wüstenwanderung später: Wie Kirche selbstbewusst kleiner wird <i>Thies Gundlach</i>	122
DIMENSIONEN CHRISTLICHER EXISTENZ	
Christsein in der Nussschale: Glaube, Liebe, Hoffnung <i>Dr. Eberhard Pausch</i>	125
SOZIALE RÄUME	
„Wir sind der Staat!“ <i>Henning von Viergge im Gespräch mit Diakoniepräsident Ulrich Lilie</i>	130
FÜR SIE GELESEN	134
NACHRUF	139
PERSÖNLICHE NACHRICHTEN	140
BRIEFE DER LESERINNEN UND LESER	141
AUCH DAS NOCH	
„Broccoli wäre super!“ – Predigtthema auf Ebay versteigert	145

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser*innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren oder zu kürzen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autor*innen wieder, nicht unbedingt die der Pfarrvereine oder der Schriftleitung. Namentliche Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autor*innen. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten und Behauptungen in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen können die Herausgebenden keine Gewährleistung oder Haftung übernehmen. Sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen im Rahmen der Verhältnismäßigkeit des Aufwands überprüft. Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein.

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Martin Franke, Paulusplatz 1, 64276 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 405-299.
E-Mail: schriftleitung-pfarrverein@ekhn.de

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de;
Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 6 01 19 83, Fax 3075-29-281;
Pfr. Dierk Glitzenhirn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92;
Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de;
Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Genungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Werner-Heisenberg-Straße 7, 34123 Kassel.
Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.
ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 1. 11. 2019